

## Besprechungen

Ruth Schilling: Johann Friedrich Glaser (1707–1789). Scharfrichtersohn und Stadtphysikus in Suhl (=Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Thüringen, Kleine Reihe Band 40), Köln/Weimar/Wien: Böhlau 2015, 279 S., ISBN 978-3-412-22141-6.

Ausgangspunkt für die vorliegende Studie bildet ein handschriftliches Arzttagebuch („Medicinisches Register“), das dem Stadtphysikus Johann Friedrich Glaser (1707–1789) zugeordnet werden konnte, der ab 1738 in der südthüringischen Stadt Suhl praktizierte. Die kurzen handschriftlichen Einträge des Arzttagebuchs – eine Edition des Aufzeichnungsjahres 1753 ist dem Band als Anhang beigelegt – wirken auf den ersten Blick unscheinbar. Ruth Schilling gelingt es jedoch, anhand dieser Notizen aufschlussreiche Einblicke in die ärztliche Praxis des 18. Jahrhunderts zu geben. Am Beispiel der Ärzte, so die Autorin, ließe sich „ein ganzes Spektrum von kultur-, wissenschafts- und alltagsgeschichtlichen Facetten der Frühen Neuzeit aufzeigen“ (10). Diesem Postulat entsprechend zielt ihr Buch darauf ab, am Beispiel Johann Friedrich Glasers unterschiedliche, vornehmlich ärztliche Handlungsfelder und deren Wechselwirkungen zu untersuchen. Schilling kann sich dabei auf eine günstige Quellenlage stützen: Neben dem überlieferten handschriftlichen Praxistagebuch stehen ihr auch Briefe und Korrespondenzen Glasers, gedruckte Schriften, die er zu anderen Themen verfasste, und nicht zuletzt ein von seinem Vater verfasstes Tagebuch zur Verfügung.

Die Studie gliedert sich in drei thematische Abschnitte. Der erste Teil beschäftigt sich mit dem Tätigkeitsfeld des Arztes im 18. Jahrhundert. Im Unterschied zu den hochspezialisierten ExpertInnen der Gegenwart zeichneten sich Ärzte im 18. Jahrhundert durch Universalität aus. Dem Ideal des Universalgelehrten nachstrebend, zeigten sie breitgestreute Interessen und behandelten nicht nur Menschen, sondern wurden auch als Berater in der Viehzucht und im Ackerbau herangezogen. Schilling weist zudem darauf hin, dass universitär ausgebildete Ärzte kein Monopol auf die Behandlung von Patientinnen und Patienten

hatten. Sie reihten sich in eine Gruppe medizinisch Tätiger ein, die beispielsweise auch Scharfrichter, Hirten, Bader, Wundärzte und Hebammen umfasste. Johann Friedrich Glaser entsprach diesem Typus eines frühneuzeitlichen Arztes und Universalgelehrten in vielerlei Hinsicht. Von 1755 bis an sein Lebensende (1789) praktizierte er als Stadt- und Amtsphysikus in Suhl. Doch er war nicht nur Arzt, sondern hegte auch ein besonderes Interesse für Botanik – er legte umfangreiche Herbarien an –, betätigte sich als Apotheker und verfasste Schriften zu Themen wie Brandschutz und Tierseuchen. Zudem verkörpert Glaser auch ein gewisses Maß an sozialer Durchlässigkeit und Aufstiegschancen: Der 1707 als Sohn eines Scharfrichters geborene Glaser wurde im Alter von 74 Jahren mit dem Titel eines Bergrats geehrt. In ihm vereinen sich also, so Schilling, verschiedene Lebens- und Handlungsbereiche: das Feld der traditionellen Scharfrichterheilkunde ebenso wie Aufgaben und Funktionen eines Amtsträgers und das Agieren im Umfeld des Hofes und der Universität.

Im zweiten Abschnitt „Der Arzt und seine Besucher“ widmet sich Ruth Schilling der ärztlichen Praxis, wie sie in Glasers „Medicinischem Register“ zutage tritt. Aus den meist nur wenige Zeilen langen Einträgen destilliert die Autorin Details zur zeitlichen Einordnung, zum Geschlecht, Namen, Beruf, Herkunftsort und Einzugsgebiet der PatientInnen, zur Medikamentierung, zu Krankheitsbildern, verordneten Therapien und zum Stand der Bezahlung. Von den vielen bemerkenswerten Aspekten seien hier exemplarisch wenige herausgegriffen. So kann Schilling beispielsweise zeigen, dass gut ein Drittel der Konsultationen im Namen von Personen erfolgte, die zu Hause geblieben waren. Häufig suchten Ehemänner den Arzt für Anliegen ihrer Ehefrauen auf, Eltern kamen für ihre Kinder, Hofherren für ihre Mägde (41). Bei den Konsultationen standen die Rezepturen eindeutig im Vordergrund, was Schilling darauf zurückführt, dass der Arztbesuch in erster Linie aus einem Gespräch bestand. Körperliche Untersuchungen bildeten die Ausnahme und beschränkten sich üblicherweise auf die Betrachtung des Urins (45). Bemerkenswert

ist auch die Verschränkung von zeitgenössischem medizinischen Wissen (Humoralpathologie) und Praktiken, die eher im Bereich des Aberglaubens, des Magischen zu verorten sind (z.B. das Tragen von Amuletten). Darüber hinaus zeigen die Einträge, dass ein Großteil von Glasers Tätigkeiten eher jenen eines Apothekers entsprach (Arzneimittelherstellung und -abgabe), denn jenen eines Arztes im herkömmlichen Sinn. Mit den Schlagworten „ärztliche Praxis als soziale Praxis“ umfasst Schilling die aus den Einträgen sichtbar gewordenen vielfältigen Kommunikations- und Interaktionsprozesse, in die das Arzt-PatientInnen-Verhältnis eingebettet war (108). Bedauerlich ist, dass Schilling durchgehend das generische Maskulinum verwendet, obwohl es ein Leichtes gewesen wäre, eine geschlechtersensible Sprache zu verwenden, die stärker zwischen Patientinnen und Patienten differenziert.

Im dritten Kapitel begibt sich Schilling „auf die Spuren des Arztes“ und beleuchtet Johann Friedrich Glaser – abseits seiner Tätigkeit als Arzt – als begeisterten Sammler von Pflanzen und Kräutern. Sie beleuchtet seine Herkunft aus einer wohlhabenden Scharfrichterfamilie, thematisiert das Verhältnis von Scharfrichterei und Heilkunst und verfolgt Glasers Aufstieg zum Stadt- und Amtsarzt sowie die damit verbundenen Pflichten. Gegen Ende seines Lebens gelang es ihm auch, Zugang zur höfischen Gesellschaft zu finden. Glasers Biographie ist demnach auch eine Geschichte des Aufstiegs und sozialer Mobilität.

Mit dem vorliegenden Buch hat Ruth Schilling eine beeindruckende Studie vorgelegt, die vor allem durch eine sorgfältige Kontextualisierung und das Herstellen wechselseitiger Bezüge besticht. Mit Liebe zum Detail ermöglicht sie Einblicke in die ärztliche Praxis eines Stadtphysikus in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Die Teiledition des Arzttagebuchs sowie die Verzeichnisse über Krankheitsbezeichnungen und die von Glaser verwendeten Arzneimittel und deren Wirkstoffe machen den Anhang zu einem nützlichen Werkzeug. Gleichzeitig ist die Studie aber auch eine Geschichte über soziale Mobilität und die konsequent erarbeitete Karriere eines vielseitig interessierten Individuums in einer sich im Umbruch befindlichen Gesellschaft. Es gibt also viele Gründe dieses Buch zu lesen, die Lektüre lohnt sich allemal.

*Evelyne Luef (Wien)*

Salvatore Bono: *Schiavi. Una storia mediterranea (XVI–XIX secolo)* (Biblioteca storica), Bologna: Società editrice il Mulino, 2016. 481 S., ISBN 978-88-15-26052-9.

Salvatore Bono, emeritierter Professor der Universität di Perugia, kann zu Recht als Altmeister der Geschichtsschreibung zur Sklaverei im frühneuzeitlichen Mittelmeerraum bezeichnet werden. Und das im besten Sinne: Bereits früh mahnte er die Historikerzunft, nicht wegzuschauen, sondern vielmehr die Präsenz versklavter Menschen in mediterranen Herrschaften auch jenseits der Antike zu akzeptieren und selbst zu erforschen. Mit seinen Studien, die in den vergangenen Jahren zunehmend rezipiert wurden und in der Zwischenzeit in jeder einschlägigen Veröffentlichung anzutreffen sind, hat er nachhaltig die aktuelle Forschungslandschaft geprägt. Entsprechend erfreulich ist es, dass er nun eine weitere Monografie zur Thematik vorgelegt hat, die von den jahrzehntelangen Forschungen des Autors durchdrungen ist.

Bono legt ein beeindruckendes Gesamtpanorama mediterraner Sklavereien vor, ohne dieses vielschichtige Phänomen zu vereinfachen. Mehrfach führt er an, dass statt von *einer* Sklaverei von einer Vielzahl an Sklavereien die Rede sein müsse, die im Konkreten variierten. Diese Beobachtung veranlasst den Autor, vor allem die Unterschiede zu Formen der Servilität in anderen Regionen der Welt hervorzuheben. Dass die Situationen der Versklavung und des Sklavenalltags selbst vielschichtig waren, ergibt sich bereits daraus, dass Bono in Braudelscher Tradition die „mediterrane Welt“ als einen Raum konzipiert, der die eigentlichen Küstenläufe überschreitet und auf Aktions- und Austauschräume zwischen der Sahara und Dänemark, Moskau und Marokko, Lissabon und Damaskus verweist. Statt von einer Institution der ‚Sklaverei‘ auszugehen, untersucht Bono deshalb die Praktiken des Versklavens und die Lebenswelten der Sklavinnen und Sklaven. Eine solche Perspektive steht im Einklang mit jüngeren Arbeiten zur Thematik, die Formen extremer Abhängigkeiten in ihren verschiedensten Aspekten untersuchen. Doch Bono legt eine der wenigen Studien vor, die sich ernsthaft bemühen, die Ausmaße mediterraner Servilitäten zu beziffern und dabei dennoch die abertausenden Einzelschicksale zumindest exemplarisch zu berücksichtigen. Angesichts der Debatten um die mitunter

verschwimmenden Grenzen zwischen ‚Gefangenen‘, ‚Versklavten‘ und anderen ‚Unfreien‘ darf ein solcher quantifizierender Ansatz als umso ambitionierter eingeschätzt werden.

Trotz aller historischer Vielfalt arbeitet Bono zwei Charakteristika mediterraner Sklavereien heraus, die sich einerseits durch ihre grundsätzliche Überwindbarkeit auszeichneten und sich andererseits wechselseitig zwischen den Religionen konkretisierten. Die Merkmale der *reversibilità* und *reciprocità* hat Bono zurecht bereits in früheren Studien angeführt, doch eröffnet gerade der Fokus auf die Wechselseitigkeit nicht allein die Möglichkeit einer vergleichenden Annäherung, sondern er verleitet mitunter auch zu religiösen Gegenüberstellungen zwischen einer ‚islamischen Welt‘ und ‚Europa‘. Welchen Stellenwert beispielsweise Juden in dieser ‚mediterranen Geschichte‘ einnahmen, bleibt daher weitgehend ungeklärt, doch ist mit der vorliegenden Studie – ein weiteres Mal – der Mythos des vermeintlich sklavenfreien ‚christlichen Europas‘ widerlegt.

Im Mittelpunkt der Veröffentlichung stehen die Lebenswelten der Sklavinnen und Sklaven, die Bono gewissenhaft entlang ihrer idealtypischen Stationen nachzeichnet: ausgehend von der zumeist im Krieg oder aufgrund von Korsarenaktivitäten erfolgten Gefangennahme über die verschiedenen Arbeits- und Lebensverhältnisse von Haushalts-, Status-, Galeeren-, Landwirtschafts- und Hilfsarbeitersklaven bis hin zu ihrem Loskauf oder Eintausch, ihrer Flucht und Rückkehr. Eine solche idealtypische Aufteilung vermittelt implizit, dass die Rückkehr und ‚Freiheit‘ das eigentliche Ziel der Versklavten dargestellt habe. Doch soziale Abhängigkeiten besaßen in der Frühen Neuzeit eine andere lebensweltliche Präsenz, wie Bono verdeutlicht: Die meisten der Sklavinnen und Sklaven kehrten eben gerade nicht zurück; sie nahmen neue Positionen in anderen Gesellschaften ein oder starben als Gefangene. Gerade weil Bono also servile Erfahrungsräume zwischen den Polen der *integrazione/ assimilazione* und *reintegrazione* thematisiert, ist zu fragen, inwieweit eine andere Erzählweise über mediterrane Servilitäten naheliegend ist, die die Reintegrationsrituale selbst zum Ausgangspunkt nimmt. Wenn Historikerinnen und Historiker die Rückkehr einzelner Versklavter zum Ausgangspunkt ihrer Darstellungen nehmen, dann stehen autobiografische Schriften und Gefangenenberichte,

Korrespondenzen, Freilassungsbriefe, Gesundheitszertifikate und Prozeptionsflugblätter als Quellen im Zentrum einer Untersuchung, die danach fragt, wie Versklavung thematisiert und verschriftlicht wurde und inwieweit verschiedene Personen und Gruppen darüber den ambivalenten Realitäten dieses Lebensabschnittes Relevanz und Sinn verliehen.

Eine grundsätzliche Einsicht des vorliegenden Bandes ist unter Bonos Stichwort der *mobilità* zu nennen: Der Autor kann zeigen, dass Haushalt, Familie, Verwandtschaft, Patronage und Klientel religionsübergreifend grundlegende, Gesellschaften strukturierende und Ressourcen wie Arbeitskraft, Finanzen, Güter und Status generierende und verwaltende Kategorien darstellten, innerhalb derer die vielschichtigen Formen von Sklavereien im Mediterraneum zu situieren sind. Sklaverei, so ließe sich im Anschluss daran formulieren, mobilisierte diese Wahrnehmungs- und Gestaltungsprinzipien sozialer Wirklichkeiten und machte solche Kategorien ganz wesentlich aus. Mobilität kennzeichnete dabei nicht allein die wechselnden Lebenswelten – und die damit beispielsweise auch zusammenhängenden Aufstiegschancen – der Versklavten, sondern auch deren Kontakte. Bono arbeitet besonders anschaulich den *cosmopolitismo dei bagni* heraus: Die Wohn- und Arbeitsstätten vieler Sklaven, die in der älteren Forschung häufig als Lager beschrieben wurden, stellten semipermeable Begegnungsräume von Sklaven und Dienern, Herren, Händlern und Käufern unterschiedlicher Religionszugehörigkeiten dar. Gleichfalls zerstreuen Bonos Ausführungen jeglichen Zweifel an der generellen Sichtbarkeit von Sklaven, die etwa im Auftrag ihrer Herren Straßenläden unterhielten. Insbesondere diese Einsicht dürfte künftigen Studien zur mediterranen Haushaltssklaverei wichtige Impulse verleihen, deren Aufgabe es aber weiterhin bleibt, die Rolle konkreter Grenz- und Kontaktzonen wie etwa des Balkans stärker herausarbeiten. Vielversprechend dürfte es vor allem sein, mediterrane Servilitäten anhand der Kategorien ‚Körper‘, ‚Arbeit‘ und ‚Abhängigkeiten‘ zu untersuchen und dabei auch die materielle und visuelle Kultur selbst zu erforschen. Bono gelingt es in diesem Zusammenhang, einem fachspezifischen wie auch fachfernerem Publikum ein lebhaftes Bild der Lebenswelten von Sklavinnen und Sklaven im frühneuzeitlichen Mittelmeerraum zu vermitteln.

Stefan Hanß (Cambridge)

Claudia Garnier/Christine Vogel (Hg.): *Interkulturelle Ritualpraxis in der Vormoderne: Diplomatische Interaktion an den östlichen Grenzen der Fürstengesellschaft* (= Zeitschrift für Historische Forschung. Beiheft 52), Berlin: Duncker & Humblot 2016, 180 S., ISBN 978-3-428-14784-7.

Der von Claudia Garnier und Christine Vogel herausgegebene Sammelband ist aus einer Tagung entstanden, die unter dem Titel *Interkulturelle Ritualpraxis in der Vormoderne: Europa und der Osten* an der Universität Vechta am 05. und 06. September 2012 stattfand.<sup>1</sup> Der vorliegende Sammelband umfasst sechs der insgesamt elf Tagungsbeiträge.<sup>2</sup> Garnier und Vogel griffen damit ein Thema auf, das die Mediävistik und die Frühneuzeitforschung im deutschsprachigen Raum seit längerem beschäftigt.<sup>3</sup> Wie die Autorinnen in ihrer sehr lesenswerten Einleitung betonen, ist dieser Ansatz auch für die Kulturgeschichte der Diplomatie relevant: Die Untersuchung der Ritualpraxis erlaubte eine Neubewertung des diplomatischen Zeremoniells als wichtigem Bestandteil der frühneuzeitlichen Politik.<sup>4</sup> Die Ritualpraxis bildet somit einen der bedeutenden Untersuchungsgegenstände der deutschsprachigen Diplomatiegeschichte.<sup>5</sup>

Wie bereits erwähnt, wird der Band mit einer Einführung von Claudia Garnier und Christine Vogel eingeleitet. Die Herausgeberinnen verweisen darin auf die „zwei grundlegenden Perspektivverschiebungen“ (S. 7) in der Diplomatiegeschichte: Die Akteursperspektive und die symbolische Kommunikation bzw. die Ritualforschung. Entsprechend widmet sich der Sammelband der „Frage nach den Grenzen dieser Symbolgemeinschaft“ (S. 9) und den „interkulturellen Dimensionen vormoderner Diplomatie“ (S. 11) aus Sicht der beteiligten Akteure: Akteure konnten Konflikte durch ihre Reaktion auf die Darstellung, Wahrnehmung und Interpretation des diplomatischen Zeremoniells klären, auslösen oder verschärfen. So beeinflusste beispielsweise Spaniens Streben nach einem zeremoniellen Vorrang innerhalb Europas das Verhalten der anderen europäischen Staaten zum Haus Habsburg.<sup>6</sup> Die bewusste zeremonielle Abgrenzung konnte „kulturelle Fremdheit“ (S. 12) hervorbringen und beispielsweise einen „Barbaren“-Diskurs begünstigen. Dabei thematisieren die einzelnen Beiträge nicht nur die europäische, sondern auch die außereuropäische Sichtweise, was

eine Stärke des Sammelbandes ist.

So weist z. B. Gerd Althoff in seinem Artikel *Rituale als lingua franca im Hochmittelalter? Kulturübergreifende Verständigung an den östlichen Grenzen des Reiches* nach, dass die slawischen Herrschaftsverbände Böhmen und Polen die ottonische Ritualsprache verstanden und für ihre eigenen Zwecke zu instrumentalisieren wussten. Althoff konzentriert sich dabei auf die Beziehungen der genannten Herzöge bzw. Könige zum Römischen Reich im 10. und 11. Jahrhundert und bietet einen Ausblick auf das 12. Jahrhundert. Er konstatiert, dass man über Kenntnisse und Erfahrung im Umgang „mit den Bausteinen der Rituale“ des Reiches (S. 30) verfügt habe und versuchte, die eigene Stellung im und zum Reich auszuhandeln oder zu beeinflussen.

Denn wie Claudia Garnier in ihrem Aufsatz *Das Ringen um Rang und Ehre: Ritualpraxis am Moskauer Hof aus der Perspektive westlicher Gesandter* für das 16. Jahrhundert darstellt, bildete das gemeinsame Zeremoniell einen „grobe[n], allgemein verständliche[n] Kommunikationsrahmen“ (S. 61). Das Zeremoniell bildete die russische Gesellschafts- und Hofstruktur ab und versinnbildlichte die Beziehung der Moskowiter zu anderen politischen Entitäten. Gesandte konnten ausschließlich als Repräsentanten bedeutender Fürsten gegen das diplomatische Zeremoniell verstoßen, um den Rang ihres Fürsten zu unterstreichen. Garnier verdeutlicht eine zeremonielle Konfliktsituation am Beispiel von Sigismund von Herberstein: Der kaiserliche Gesandte weigerte sich, auf der Treppe seines Gasthauses zu den wartenden russischen Adligen herabzusteigen, da diese „Geste des Entgegenkommen“ (S. 45) als „Zeichen von Ehre und Ansehen“ (S. 46) und folglich als sichtbares Zeichen des kaiserlichen Rangs verstanden worden wäre. Als Gesandter, der den Kaiser stellvertretend verkörperte, hätte Herberstein auf diese Weise den Rang des Kaisers dem des Zaren gleichgesetzt. Letztlich begegnete man sich auf Treppenmitte.<sup>7</sup> Beide Seiten waren demnach auf die Wahrung ihres Ranges bedacht. Der eigene Rang ließ sich symbolisch über das Zeremoniell abbilden und durch situative Momente oder bewusste Provokationen steigern. Entsprechend waren die beauftragten russischen Adligen (*Pristavy*) auf ihre persönliche Ehre und das Einhalten des vorgegebenen Zeremoniells bedacht, zumal Verstöße gegen das Zeremoniell

persönliche Konsequenzen für sie hatte und unter anderem mit körperlichen Strafen geahndet wurde. Warum die *Pristavy* auf die genaue Einhaltung des Zeremoniells bedacht waren, arbeitet Jan Hennings in seinem Vergleich zwischen Russland und England heraus. In England etablierte sich 1603 das Amt des Zeremonienmeisters, das seit der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts für grob zweihundert Jahre durch Angehörige der Familie Cottrell ausgeübt wurde. Die zeremonielle Praxis ist entsprechend in einem Privatarchiv überliefert worden. In Russland hingegen war das Kollegium für Auswärtige Angelegenheiten für das diplomatische Zeremoniell zuständig. Diese Institution archivierte das Wissen über zeremonielle Begegnungen zwischen den eigenen und den ausländischen Akteuren systematisch. Man griff auf dieses Wissen zur Vorbereitung diplomatischer Begegnungen zurück. Der *Pristav* führte dabei die ihm vorgeschriebenen Handlungen aus. Ziel war die Wahrung der Ehre des Zaren und die Steuerung des Verhandlungsverlaufs. Hennings interpretiert die Ahndung zeremonieller Abweichungen von den Instruktionen und die sich daran anschließenden Konsequenzen für den *Pristav* überzeugend als Kontrollmaßnahme. Denn anders als die europäischen Gesandten, die in der Regel in einem ständigen brieflichen Austausch mit ihren Regierungen standen, sei dies in Russland aufgrund der räumlichen Distanz nicht möglich gewesen. Hennings betont, dass es „keine klare Trennung zwischen europäisch-westlicher [...] und russischer Diplomatie“ (S. 84) gegeben habe. Dergestalt relativiert er frühere Forschungsmeinungen, die im russischen Zeremoniell einen kulturellen Unterschied sahen. Dieser sehr informative Artikel beruht nach Aussagen von Hennings auf seiner inzwischen publizierten Dissertation, auf die an dieser Stelle verwiesen sei.<sup>8</sup>

Die ottomanische Wahrnehmung europäischer Diplomaten erarbeitet vergleichend Florian Kühnel in seinem Beitrag *No Ambassadeur Ever Having the Like. Die Übertretung der diplomatischen Rituale und die Stellung der Gesandten am osmanischen Hof*. Kühnel konzentriert sich dabei auf die Berichte der europäischen Gesandten, die vermitteltst eines Topos „der nie dagewesenen Übertretung der Rituale (...) symbolisch die herausgehobene Stellung ihres Landes“ (S. 103) beansprucht hätten. Dieser Topos diente laut Kühnel auch ihren eigenen Zwecken, hätten sich

die Gesandten doch einen sozialen Aufstieg durch die Veröffentlichung ihrer Texte erhofft. Den unterschiedlichen und konfliktbehafteten Umgang der Osmanen mit den europäischen Gesandten begründet Kühnel mit den zugrundeliegenden, zeitgenössischen Annahmen über die Natur eines Diplomaten: Für die Europäer repräsentiere der Gesandte als Stellvertreter seinen Fürsten beziehungsweise seine Republik und infolgedessen den Rang, den man einem Staat innerhalb der europäischen Staatenhierarchie zuschrieb. Allerdings habe der Gesandte für die Ottomanen als Interessensvertreter gegolten. Im diplomatischen Zeremoniell habe sich die osmanische Regierung am rituellen Umgang mit den eigenen Eliten orientiert (S. 107). Die rituelle Behandlung als Untertan und nicht als Verkörperung ihrer Fürsten bzw. Republiken war demnach den europäischen Gesandten fremd und ließ einen entsprechenden Wahrnehmungs- und Interpretationsspielraum offen.

Christine Vogel widmet sich in ihrem Aufsatz *Der Sonnenkönig an der Hohen Pforte: Herrschaftsrepräsentation und diplomatische Soziabilität im Palais de France in Konstantinopel* einem anderen Wahrnehmungs- und Interpretationsspielraum, nämlich dem höfischen Fest. Hierfür wählt sie das Fest des französischen Botschafters Charles de Nointel (1635–1685) im August 1676 als Beispiel. Höfische Feste seien ein „Kommunikationsmedium“ (S. 124) mit einer „narrative[n] Grundstruktur“ (S. 125) gewesen. Indem Vogel das ausgewählte Fest als Ausdruck „bestimmter (und zumeist keineswegs unumstrittener) sozialer wie politischer Ordnungsvorstellungen“ (S. 125) untersucht, erarbeitet sie den Adressatenkreis dieses Fests: Die narrativen Elemente (vgl. S. 131–133) seien im interkulturellen Setting (S. 126) den Osmanen „weitgehend unverständlich“ geblieben, auch weil die griechisch-orthodoxe Oberschicht als Vermittlungsinstanz für die Osmanen dem Fest ferngeblieben sei. Vogel interpretiert das Fest schlüssig als „subtile Form der Panegyrik“ (S. 138), das sich an den französischen Hof und andere christliche Staaten gerichtet habe, um das Ansehen Ludwigs XIV. und seines Botschafters zu steigern. Dergestalt beweist Vogel, dass sich die Aussage von Ritualen in einem interkulturellen Rahmen überwiegend an eine europäische Öffentlichkeit richten konnte.

Der den Band abschließende Beitrag *Ein Handkuss für den Pascha? Siebenbürgische Gesandte in Ofen*

von Gábor Kármán konzentriert sich auf den Siebenbürger Fürsten als Akteur „in zwei verschiedenen Mächtesystemen“ (S. 146). Kármán untersucht dabei weniger die politischen Beziehungen Siebenbürgens zu den Habsburgern als zu den lokalen Akteuren des Osmanischen Reichs. Das diplomatische Zeremoniell interpretiert Kármán als Ausdruck einer „Gleichrangigkeit“ (S. 169) des Fürsten mit dem *Beylerbey* von Ofen. Das Fürstentum Siebenbürgen war zu Tributzahlungen und militärischer Unterstützung gegenüber den Osmanen verpflichtet. Der Briefwechsel und die Amtsantrittsbesuche spiegelten aber die Gleichrangigkeit des Fürsten mit den osmanischen Würdenträgern wider, entsprechend sei das Schenken eines Kaftans nicht als Ausdruck eines Vasallenstatus, sondern als Schutzversprechen zu interpretieren (vgl. S. 164 f.). Kármáns Untersuchung verdeutlicht, dass die diplomatische, interkulturelle Interaktion auf gegenseitiger Achtung und nicht auf einem Rangunterschied gründete bzw. gründen konnte.

Formal fällt auf, dass einige Beiträge Zwischenüberschriften aufweisen oder durch römische Zahlen unterteilt sind. Andere Beiträge sind nicht weiter unterteilt. Eine einheitliche Strukturierung wäre wünschenswert gewesen, fällt jedoch beim Lesen der sehr gut lektorierten Artikel nicht ins Gewicht.

Der von Claudia Garnier und Christine Vogel herausgegebene Sammelband zeichnet sich durch eine sehr gelungene Einleitung aus. Garnier/Vogel verorten hier ihren Band innerhalb des Forschungsdiskurses über vormoderne Diplomatie, dessen Themen und Paradigmenwechsel sie aufzeigen und nachzeichnen. Die Herausgeberinnen beschreiben die „interkulturellen Dimensionen vormoderner Diplomatie“ (S. 11), indem sie die Phänomene und Ergebnisse der Beiträge referieren. Dadurch wird die teilweise kontrovers geführte Theoriediskussion um ein adäquates Kulturverständnis vermieden und die Konzentration liegt auf den Sammelbandbeiträgen.<sup>9</sup> Dergestalt bietet die Einleitung einen für interessierte Forschende oder Studierende prägnanten Einstieg in die Diskussionsthemen der deutschsprachigen Forschung. Die im Rahmen der Tagung entstandenen Beiträge weisen auf verschiedene Aspekte interkultureller Ritualpraxis hin und arbeiten diese Aspekte fallstudienhaft aus. Dabei kommen die Artikel auf ihren Gebieten zu Ergebnissen, die die Diskussion innerhalb der

Forschung voranbringen dürfte. Auch überzeugt die Spannung zwischen der einzelnen Studie und dem übergeordneten Ansatz der symbolischen Kommunikation, sodass der Sammelband verschiedenen LeserInnengruppen – beispielsweise Ritualforschenden, interkulturell arbeitenden HistorikerInnen oder an der Diplomatiegeschichte interessierten Studierenden – als lohnenswerte und gewinnbringende Lektüre zu empfehlen ist.

*Stephan F. Mai (Wien)*

#### Anmerkungen

- 1 Vgl. Jan Hennings: Interkulturelle Ritualpraxis in der Vormoderne: Europa und der Osten. Vechta, 05.–06.09.2012, in: *Jahrbücher für Geschichte Osteuropas* 61, 3(2013), S. 151–153.
- 2 Es fehlen die Vorträge von Liliya Berezhnaya (Münster), Dennis Dierks (Jena), Reinhard Frötschner (Regensburg/München), Aleksandr Lavrov (Paris IV – Sorbonne) und Arno Strohmeier (Salzburg), vgl. Hennings, *Ritualpraxis* (wie Anm. 1), S. 151–153.
- 3 Vgl. Gerd Althoff: *Spielregeln der Politik im Mittelalter. Kommunikation in Frieden und Fehde*, Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1997; Christiane Brosius/Axel Michaels/Paul Schrode: *Rituale und Ritualdynamik: Schlüsselbegriffe, Theorien und Diskussionen*, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht/UTB 2013; Barbara Stollberg-Rilinger: *Rituale (Historische Einführungen, Bd. 16)*, Frankfurt a. M.: Campus 2013; kritisch Philippe Buc: *The dangers of ritual: between early medieval texts and social scientific theory*, Princeton: Princeton University Press 2001. Einen Überblick über die damalige Forschungsdiskussion in der Mediävistik bietet Geoffrey Koziol: *Review article: The dangers of polemic: Is ritual still an interesting topic of historical study?*, in: *Early Medieval Europe* 11, 4 (2002), S. 367–388.
- 4 Als Beispiel für diese Erkenntnis sei verwiesen auf Miloš Vec: *Zeremonialwissenschaft im Fürstenstaat: Studien zur juristischen und politischen Theorie absolutistischer Herrschaftsrepräsentation*, Frankfurt a. M.: Klostermann 1998.
- 5 Einen Überblick über die Gegenstände der Forschung und Desiderate bieten Heidrun Kugeler/Christian Sepp/Georg Wolf: *Einführung: Internationale Beziehungen in der Frühen Neuzeit. Ansätze und Perspektiven*, in: Heidrun Kugeler/Christian Sepp/Georg Wolf (Hg.): *Internationale Beziehungen in der Frühen Neuzeit (Wirklichkeit und Wahrnehmung in der Frühen Neuzeit, Bd. 3)*, Münster: LIT-Verlag 2006, S. 9–35.

- Ergänzend heranzuziehen wäre Hillard von Thiessen: Aussenbeziehungen und Diplomatie in der Frühen Neuzeit und im Übergang zur Moderne: Ansätze der Forschung – Debatten – Periodisierungen, in: Barbara Haider-Wilson/William D. Godsey/Wolfgang Mueller (Hg.): Internationale Geschichte in Theorie und Praxis (Österreichische Akademie der Wissenschaften. Philosophisch-Historische Klasse. Institut für Neuzeit- und Zeitgeschichte. Internationale Geschichte, Bd. 4), Wien: Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften 2017, S. 143–164.
- 6 Vgl. für ein absichtlich konfliktverschärfendes Ritualverhalten Spaniens in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts den Artikel von Michael J. Levin: A new world order: The Spanish campaign for precedence in Early Modern Europe, in: *Journal for Early Modern Europe* 6, 3 (2002), S. 233–264.
  - 7 Vgl. Claudia Garnier: Das Ringen um Rang und Ehre: Ritualpraxis am Moskauer Hof aus der Perspektive westlicher Gesandter, in: Claudia Garnier/Christine Vogel (Hg.): Interkulturelle Ritualpraxis in der Vormoderne: Diplomatische Interaktion an den östlichen Grenzen der Fürstengesellschaft (= *Zeitschrift für Historische Forschung. Beiheft* 52), Berlin: Duncker & Humblot 2016, S. 45 f.
  - 8 Jan Hennings: *Russia and courtly Europe: ritual and the culture of diplomacy, 1648–1725*, Cambridge: Cambridge University Press 2016.
  - 9 Die Diskussion dreht sich um die Begriffe der Hybridität, der Trans- und Interkulturalität und die dahinterstehenden Ansätze, die auf unterschiedlichen Konzepten und Definitionen von Kultur beruhen, vgl. Christina Brauner: *Kompanien, Könige und caboceers. Interkulturelle Diplomatie an Gold- und Sklavenküste im 17. und 18. Jahrhundert* (Externa, Bd. 8), Köln/Weimar/Wien 2015, S. 29–34; in Auswahl sei verwiesen auf Wolfram Drews/Christian Scholl: *Transkulturelle Verflechtungsprozesse in der Vormoderne. Zur Einleitung*, in: Wolfram Drews/Christian Scholl (Hg.): *Transkulturelle Verflechtungsprozesse in der Vormoderne* (Das Mittelalter. Beihefte, Bd. 3), Berlin/Boston: De Gruyter 2016, S. VII–XXIV; Birgit Tremml-Werner/Eberhard Crailsheim (Hg.): *Audienzen und Allianzen: Interkulturelle Diplomatie in Asien und Europa vom 8. bis 18. Jahrhundert* (Expansion – Interaktion – Akkulturation: historische Skizzen zur Europäisierung Europas und der Welt, Bd. 26), Wien: Mandelbaum-Verlag 2015.
- Matthias Noller: *Kirchliche Historiographie zwischen Wissenschaft und religiöser Sinnstiftung. David Cranz (1723–1777) als Geschichtsschreiber der Erneuten Brüderunität (= Jabloniana. Quellen und Forschungen zur europäischen Kulturgeschichte der Frühen Neuzeit 6)*, Wiesbaden: Harrassowitz Verlag 2016, VIII + 184 S., ISBN 978-3-447-10573-6.
- Die 2015 approbierte Stuttgarter Dissertation verbindet mehrere Forschungsschwerpunkte des Erstgutachters Joachim Bahlcke: Historiographiegeschichte, Religionsgeschichte sowie die Erforschung der deutsch-böhmischen und deutsch-polnischen Beziehungen. Im Schnittbereich dieser Felder beleuchtet sie Leben und Werk von David Cranz, der „zu den produktivsten und bedeutendsten Geschichtsschreibern“ (S. 2) der Erneuten Unitas Fratrum, auch bekannt als ‚Herrnhuter Brüdergemeine‘, zählte. Die Besprechung nimmt aufgrund der Kenntnisse und Interessen des Rezensenten vorrangig den historiographiegeschichtlichen Aspekt in den Blick. Der schmale Band gliedert sich in acht Abschnitte. Vorangestellt sind eine kurze Einleitung (S. 1–10) und eine Skizze der Entstehung der Erneuten Unitas Fratrum (S. 11–22). Es folgt ein Überblick über Cranz’ Leben (S. 23–42): Der Sohn eines pommerischen Schneiders diente in der Brüderunität als Sekretär des Gründers Nikolaus Ludwig Reichsgraf von Zinzendorf, später als Prediger in den Gemeinorten Rixdorf bei Berlin und Gnadenfrei in Schlesien. Dazwischen unternahm er für die Unität Reisen in die Schweiz sowie zu den brüderischen Missionsstationen in Grönland. In enger Verbindung mit diesen Tätigkeiten standen seine historiographischen Projekte: eine Geschichte von Grönland, die der Darstellung der Mission naturkundliche und ethnographische Beschreibungen beigab; die erste ausführliche publizierte Geschichte der Brüderunität unter dem Titel *Alte und neue Brüder-Historie*; sowie Spezialgeschichten der von ihm betreuten Gemeinorte. Diese werden im vierten Abschnitt (S. 43–74) im Hinblick auf ihre Anlässe und Funktionen beleuchtet. Überzeugend zeigt Noller anhand von Archivalien des Herrnhuter Unitätsarchivs, dass die Aufarbeitung der eigenen Geschichte für die Unität einem doppelten Zweck diente: einerseits Selbstdarstellung nach außen und Verteidigung gegen

Polemiken, andererseits Identitätsstiftung nach innen. Beides war besonders notwendig in der Zeit nach Zinzendorfs Tod 1760, als sich die Unität als Freikirche mit Synodalverfassung konstituierte, die auf der Grundlage des Augsburger Bekenntnisses, aber außerhalb etablierter kirchlicher Strukturen bestand. Cranz' publizierte Werke – die *Historie von Grönland* und die *Brüder-Historie* – hatten beiden Zwecken zugleich zu genügen, die handschriftlichen Spezialgeschichten waren dagegen nur zum internen Gebrauch bestimmt. Heikle Themen, die zu Kritik an Theologie oder Lebensweise der Brüder Anlass bieten konnten, wurden entsprechend unterschiedlich gehandhabt: in der *Brüder-Historie* sorgfältig ausgespart (S. 67f., 96f.), in den Spezialgeschichten aber offen angesprochen (S. 73).

Die beiden folgenden Abschnitte behandeln Cranz' „Geschichtskonzept“ einschließlich seiner Arbeitsweise, erst von der Analyse der Werke ausgehend (S. 75–102), dann im Kontext der protestantischen Kirchengeschichtsschreibung seiner Zeit (S. 103–119). Als Basis dient eine Synthese zur Geschichte der deutschen Historiographie im späten 18. Jahrhundert, die vor allem auf Reinhart Koselleck, Jörn Rüsen und Horst Walter Blanke rekurriert (S. 75–82, auch S. 8f.). Sie bestimmt diese Jahrzehnte als Zeit fundamentaler Veränderungen, die mit dem Begriff „Verwissenschaftlichung“ umschrieben werden. Als wichtige Komponenten davon nennt Noller unter anderem Dynamisierung der Zeitvorstellung und Auseinanderfallen von Vergangenheit und Gegenwart, Aufkommen des Entwicklungsgedankens und Säkularisierung – im Sinne der Suche nach innerweltlichen statt metaphysischen Ursachen des Geschehenen; im Bereich der Methoden die strenge Quellenbindung als Grundlage von „Objektivität“ und „Faktizität“ (S. 94), „Entrhetorisierung“, „pragmatische“ – also auf Kausalitäten fokussierte – Darstellung und planvolle Gliederung nach Sinnzusammenhängen anstelle chronologischer Anordnung. Diese Kriterien werden der Reihe nach an Cranz' Arbeiten überprüft.

Probleme macht vor allem die Säkularisierung des Erklärungshorizonts, denn von ihr kann bei Cranz keine Rede sein. Hier zeigt Noller einleuchtend, wie Cranz – namhaften Vertretern der lutherischen Kirchengeschichtsschreibung wie Johann Lorenz von Mosheim folgend – die theologischen Deutungsmuster in die Vorreden verlagerte und im Hauptteil seiner

Darstellung nur mehr fallweise auf sie rekurrierte. So konnte er sie für sich selbst und für jene Lesenden, die seinen Glauben an die Wirkmächtigkeit göttlicher Vorsehung teilten, als Referenzrahmen erhalten, während weniger gläubige Teile des Publikums das berichtete Geschehen rezipieren konnten, ohne fortwährend mit diesen Deutungen konfrontiert zu werden (S. 86, 91).

Hingegen kommt Noller bezüglich Cranz' historischer Methode – womit er, dem damaligen Gebrauch folgend, die gesamte Arbeitsweise in Forschung und Darstellung meint (S. 92f.) – zu dem Urteil, dass sie „den zeitgenössischen wissenschaftlichen Vorgaben [...] in allen wesentlichen Punkten“ folgte (S. 102) und insbesondere dem Vorbild Mosheims entsprach (S. 110–116). Diese Abschnitte sind insofern die am wenigsten überzeugenden in Nollers Arbeit, als sie sich überwiegend auf Cranz' Selbstaussagen in seinen Vorreden stützen, ohne diese an der tatsächlichen Arbeitsweise zu messen. Dies ist umso bedauerlicher, als im folgenden siebten Abschnitt eine exemplarische inhaltliche Analyse eines argumentativen Hauptstranges der *Brüder-Historie* geleistet wird. Cranz leitete die Erneuerte Brüderunität von der im 17. Jahrhundert untergegangenen Kirche der Böhmisches Brüder, diese aber von den Waldensern her, denen er ihrerseits Ursprünge im 4. Jahrhundert zuschrieb – womit die eben entstandene Brüdergemeinde eine vermeintlich ungebrochene Traditionslinie bis in frühchristliche Zeiten erhielt, die sich als Abfolge von Wahrheitszeugen in einem an Matthias Flacius angelehnten Sinn verstehen ließ (S. 120–157). Die identitätsstiftende Funktion dieses Narrativs aus teils höchst anfechtbaren Aussagen stellt Noller deutlich heraus und erklärt die Bedeutung einzelner Behauptungen im Kontext der aktuellen Lage der Gemeinde. Es hätte der Mühe gelohnt, bei dieser eingehenden Lektüre auch den methodischen Aspekt im Auge zu behalten. Schon ein rascher Vergleich der Ausführungen Cranz' über die Waldenser (*Brüder-Historie*, S. 5–8) mit den Seiten zu ihnen in Mosheims *Institutiones historiae ecclesiasticae* (S. 486–488 der Ausgabe 1755) zeigt beispielsweise einen viel intensiveren und deutlicher sichtbar gemachten Gebrauch mittelalterlicher Primärquellen bei Letzterem.

In einer „Schlussbetrachtung“ (S. 158–163) stellt Noller die Hauptergebnisse der einzelnen Kapitel nochmals zusammen. Seine Arbeit lässt sich als

solide Durchführung eines Ansatzes einstufen, dem 25 Jahre nach Blanke, bald fünfzig nach den richtungsweisenden Texten Kosellecks, ein gründliches Überdenken wohl ansteht, in theoretischer wie in methodischer Hinsicht. In methodischer sollte es darum gehen, dass zwar (mit Blankes etwas mühseligem Buchtitel) Historiographiegeschichten als Historiken gelesen werden können, nicht aber allein mit Historik – mit Methodenschriften oder wie hier mit den Ankündigungen in Vorreden – Historiographiegeschichte geschrieben werden sollte. Auf der Theorieebene stellt sich die Frage, ob es noch statthaft ist, mit einer so dichotomen Unterscheidung ‚vormoderner‘ von ‚moderner‘, ‚vorwissenschaftlicher‘ von ‚wissenschaftlicher‘ Historiographie zu operieren, wie sie dieser Arbeit zugrunde liegt. Und selbst wenn diese Begriffspaare beibehalten werden sollten, wäre zumindest die implizite Annahme zu verwerfen, dass die Prinzipien der ‚vormodernen‘ Historie einer hermeneutischen Rekonstruktion bedürften, nicht aber die ihres ‚modernen‘ Gegenstücks, dessen ‚Wissenschaftlichkeit‘ ohne Weiteres als diejenige zu akzeptieren sei, die noch in aktuellen Lehrbüchern gepredigt wird.

Nollers Bemühen, Cranz' Arbeiten im Verhältnis zu dieser Dichotomie zu verorten, führt ihn wiederholt zu dem Befund, dass dies nicht eindeutig aufgeht. Nur einmal, hinsichtlich der Säkularisierungsthese, wagt er es deshalb, den Ansatz selbst in Frage zu stellen (S. 9). Sonst begnügt er sich damit, die zeitliche Dimension der „Verwissenschaftlichung“ zu nuancieren, die „nicht in einem ‚revolutionären‘ Vorher-Nachher, sondern im Zuge längerfristig andauernder Transformationsprozesse“ verlaufen sei (S. 117) – was gewiss nicht falsch ist –, und Cranz als „eklektische[n] Geschichtsschreiber“ (S. 118) zu bezeichnen, welcher eine „Amalgamierung zweier idealtypischer Geschichtskonzepte“ (S. 162) betrieben habe. Die Befunde Nollers zu Cranz – und viele andere der neueren Forschung; eine Rezeption nicht-deutschsprachiger Debatten zur Historiographiegeschichte insbesondere der *historia sacra* hätte hier Anhaltspunkte geboten – würden aber nach Meinung des Rezensenten Anlass geben, grundsätzlichere Konsequenzen zu ziehen: Die diversen Komponenten des vermeintlichen Übergangs zur ‚Moderne‘ wären aus der steifen Verklammerung miteinander zu lösen und einzeln nach ihrer zeitlichen Einordnung, ihren

Ursachen und ihren Wirkungen aufeinander zu befragen. Dann dürften sich auch die eine ‚Moderne‘ und die unproblematisierte ‚Wissenschaftlichkeit‘ als vermeintliche Endpunkte der Entwicklung auflösen.

*Thomas Stockinger (Wien)*

Klaas van Gelder: *Regime Change at a Distance. Austria and the Southern Netherlands Following the War of the Spanish Succession (1716–1725)*, Leuven/Paris/Bristol: Peeters Verlag 2016, 449 S., 10 Abb., 2 Tabellen, € 84; ISBN 978-90-429-3242-5.

Hat sich Sandra Hertel 2014 der Zeit der Statthalterschaft Erzherzogin Maria Elisabeths in den Österreichischen Niederlanden gewidmet,<sup>1</sup> legt Klaas van Gelder nun seine Studien zu den Anfängen der Österreichischen Verwaltung in den Niederlanden vor. Damit liegen zwei aktuelle und quellenfundierte Studien zur Situation an der Peripherie der Habsburgermonarchie zur Zeit Karls VI. vor. Bereits im Jahr 2000 hatte Renate Zedinger einen Überblick zu den Verwaltungsstellen und ihrem Personal für die Zeit der österreichischen Herrschaft in den Niederlanden vorgelegt.<sup>2</sup> Guy Thewes setzte sich erst kürzlich mit der dortigen Militärverwaltung auseinander.<sup>3</sup>

Van Gelder beschäftigt sich in insgesamt zehn Kapiteln mit dem Übergang der Herrschaft auf die österreichischen Habsburger, der Statthalterschaft Prinz Eugens und seines bevollmächtigten Ministers Marquis de Prié (1658 bis 1726) sowie schließlich der Interimsstatthalterschaft Wirich Graf Dauns (1669 bis 1741). Im Detail handeln die Kapitel allgemein über die möglichen Formen des Übergangs von Herrschaft (I), den Übergang von der spanischen zur österreichischen Verwaltung (II), die Verhandlungen um den Barriere-Vertrag und Lockerung dessen schwerer finanzieller Belastung für die Österreichischen Niederlanden (III), das nicht immer einfache Zusammenspiel zwischen den Zentralverwaltungsstellen in Wien sowie dem Statthalter Eugen und den maßgebenden Kreisen in den Niederlanden (IV), eben diese relevanten Verwaltungsstellen (V: Höchster Rat der Niederlanden, spanisches Staatssekretariat, Staatsrat in Brüssel, Generaldirektor der Finanzen), das Problem des Umgangs mit der

Anjou-Herrschaft („divided loyalties“) zu Beginn des Spanischen Erbfolgekriegs sowie durch die Verwaltungsmaßnahmen ausgelöste Unruhen in den Niederlanden (VI), die Finanzverwaltung und mögliche Reformen (VII), das auch für Karl VI. wichtige Projekt der Etablierung des Überseehandels (VIII), die ideologische Verfestigung der neuen Herrschaft und damit verbundene Herausforderungen (IX: Jansenismus, Herstellung kaiserlicher Präsenz) sowie schließlich das Ende der Statthalterschaft Eugens und den Übergang auf jene der Erzherzogin Maria Elisabeth (X).

Hervorzuheben ist vor allem das reichhaltige Heranziehen der Quellenüberlieferung der belgischen Archive und des Österreichischen Staatsarchivs, also unter anderem der Korrespondenzen Eugens, Karls VI. oder Priés, die einen unmittelbaren Einblick in die Verwaltungspraxis erlauben. Im Einzelnen kann hier auf die vielseitige Darstellung van Gelders nicht hingewiesen werden, doch soll betont werden, dass durch die Korrespondenzen und schriftlichen Vorschläge neben dem in der belgischen Literatur eher negativ gezeichneten Bild des Bevollmächtigten Priés durchaus dessen Bemühen gegen den Widerstand der lokalen Eliten zur Schaffung einer straffen Verwaltungsorganisation greifbar wird. Dabei macht van Gelder zudem deutlich, dass dieser seine Stellung vor allem durch die Unterstützung Eugens in Wien so lange behaupten konnte. Mehrfach verweist der Autor auch auf die besondere Rolle eines weiteren Vertrauten Eugens in den Niederlanden, Patrice Mac Neny (1676 bis 1745), mit dem er eine umfangreiche Korrespondenz führte. Neben diesem „Triumvirat“ und den Brüsseler Verwaltungsstellen war insbesondere auch der Höchste Rat der Niederlande am Wiener Hof ein weiterer wichtiger Pol für die Etablierung der Herrschaft. „What this study has made clear, however, is that while policies usually took shape within the Southern Netherlands, no important decisions were made without the governor-general or emperor’s agreement“ (S. 373). Prié selbst hatte dabei vor allem mit der Akzeptanz durch den belgischen Hochadel zu kämpfen, innerhalb dessen einzelne etwa als Vliesritter gute Kontakte zu Wien und Karl VI. pflegten und offen gegen den Minister auftraten (z.B. Merode-Westerloo). Auch die Schwierigkeit der Einbeziehung der Sympathisanten für die ehemalige Anjou-Herrschaft und deren notwendige Integration

werden von van Gelder thematisiert. Breiten Raum widmet er den klammen Kassen und dem Bemühen des bevollmächtigten Ministers, durch Erhöhung sowie Verpachtung der landesfürstlichen Abgaben (Admodiation) die Etablierung eines Überseehandels oder die diplomatische Verringerung der Belastungen durch den Barriere-Vertrag den Finanzhaushalt zu stabilisieren. Van Gelder zieht dazu nicht von ungefähr das Fazit: „Good Intentions and Disappointing Results“. Dass Prié dann selbst am Ende seiner Tätigkeit wieder die Einrichtung der Kollateralräte befürwortete, zeigt, dass die angestrebten schlankeren Strukturen nicht ohne größeren Widerstand durchzusetzen waren und schließlich ein *modus vivendi* gesucht wurde. Zudem musste man der nach dem Ende der spanischen Herrschaft geschwächten Zentralverwaltung begegnen, weshalb van Gelder resümiert: „The new central system was not functioning properly, let alone capable of managing the local or regional administrations“ (S. 204). Der Autor thematisiert abschließend die aufkeimende Kritik an Priés verzögernden Arbeitsweise, was selbst der Kaiser monierte, und schließlich die Ablösung im Zusammenhang mit den Untersuchungen zur Affäre Bonneval, der die Gattin Priés, damit den bevollmächtigten Minister selbst und in den Augen Wiens die österreichische Herrschaft offen kritisiert hatte. Nicht zuletzt war man um ein möglichst behutsames Vorgehen in Religionsfragen bemüht (Jansenismus; Kapitel IX). Die Annahme der Pragmatischen Sanktion durch die ständischen Vertretungen der belgischen Länder, die Prié vorbereitet hatte und Daun dann endgültig öffentlich verkündete, zeigt zumindest am Endpunkt der Statthalterschaft Eugens, dass sich die österreichische Herrschaft nach den Unruhen zu Beginn durchaus einer gewissen Akzeptanz erfreute. Deshalb meint van Gelder sicher nicht zu Unrecht in Hinblick auf die Verurteilungen Priés, der wenige Jahre nach seinem Tod ja auch selbst in Wien rehabilitiert wurde: „Prié was the victim of a black legend“ (S. 370). Trotzdem betont er kritisch, dass die verzögernde Arbeitsweise und Berichterstattung des Ministers nach Wien ein größeres Problem der Verwaltungspraxis als die große Distanz darstellte (S. 380). Daun gelang es, innerhalb kurzer Zeit als Interimsstatthalter unvollendete Maßnahmen Priés umzusetzen. Zu den 1725 neuerlich reformierten Verwaltungsstrukturen und darin enthaltenen

Kontinuitäten meint van Gelder: „the Spanish model remained wrapped in an Angevin veneer“ (S. 368). Mit Maria Elisabeth übernahm dann wieder eine Vertreterin aus dem Erzhaus die Statthalterschaft, wie dies von den Ständen bereits am Beginn der österreichischen Herrschaft in Wien gewünscht worden war.

Van Gelder gelingt es jedenfalls in seiner Studie, diesen Übergang von einem knappen Jahrzehnt zu einem *modus vivendi* mit den belgischen Eliten quellensfundiert nachzuvollziehen, bemüht sich um eine gewisse Würdigung der aufgrund der äußeren Umstände (Distanz zu Wien, Sympathisanten mit der ehemaligen Anjou-Herrschaft, Religionsfragen/Jansenismus) schwierigen Statthalterschaft Eugens und insbesondere seines bevollmächtigten Ministers Prié. Gleichzeitig werden aber Ansatzpunkte für weitere, vertiefende Forschungen aufgezeigt: etwa das Verhalten der Eliten und ihre Verbindungen zu Wien oder die Untersuchung der regionalen Verwaltungsstellen, die hoffentlich in Zukunft aufgegriffen werden.

Stefan Seitschek (Wien)

#### Anmerkungen

- 1 Sandra Hertel: Maria Elisabeth. Österreichische Erzherzogin und Statthalterin in Brüssel 1725–1741. Wien u.a. 2014. S. auch Margarethe Kalmár: Kulturgeschichtliche Studien zu einer Biographie von Erzherzogin Maria Elisabeth (1680–1741) aus Wiener Sicht, Diss. Univ. Wien 1988.
- 2 Renate Zedinger: Die Verwaltung der Österreichischen Niederlande in Wien (1714–1795). Studien zu den Zentralisierungstendenzen des Wiener Hofes im Staatswerdungsprozeß der Habsburgermonarchie, Wien u.a. 2000.
- 3 Guy Thewes: Stände, Staat und Militär. Versorgung und Finanzierung der Armee in den Österreichischen Niederlanden 1715–1795, Wien u.a. 2012.

Jana Perutková: Der glorreiche Nahmen Adami. Johann Adam Graf von Questenberg (1678–1752) als Förderer der italienischen Oper in Mähren (= *Specula Spectacula* 4), Wien: Hollitzer Verlag 2015, 784 S., 17,5 x 24,5 cm, ISBN 978-3-99012-199-3.

Die tschechische Musikwissenschaftlerin Jana Perutková ist eine ausgewiesene Expertin für die Musikkultur in den Ländern der Böhmisches Krone zur Zeit des Barock. Aufgrund ihrer fachlichen Leistungen hat sie sich international einen Namen gemacht. Ihr Bekanntheitsgrad ist vor allem in der österreichischen Fachwelt hoch, da ihre Studien, von denen einige bereits auf Deutsch vorliegen, für die kulturgeschichtliche Erforschung der Habsburgermonarchie von Interesse sind. Dazu kommt, dass Perutková stets den Kontakt zu Kollegen und Kolleginnen aus Österreich sucht. Um einen regen wissenschaftlichen Austausch über die Grenzen hinaus zu fördern, organisiert sie regelmäßig an der Masaryk-Universität in Brünn, ihrer Heimatuniversität, und im Don Juan Archiv in Wien internationale Konferenzen und Workshops zum Thema Musik und Theater im Barock. Dabei kommen ihr ihre ausgezeichneten Deutschkenntnisse zugute, die sie auch dazu befähigen, sich mit deutschsprachigen Quellen gründlich auseinanderzusetzen.

2011 habilitierte Perutková mit ihrer in Prag erschienenen Arbeit *František Antonín Míča ve službách hraběte Questenberga a italská opera v Jaroměřicích* (Franz Anton Mitscha in den Diensten des Grafen Questenberg und die italienische Oper in Jarmeritz). Diese Arbeit liegt nun in einer stark überarbeiteten und erweiterten Form in deutscher Sprache vor. Für die Übersetzung zeichneten Vlasta Reittererová und Hubert Reitterer verantwortlich. Im Zentrum des Buches steht nun nicht mehr der mährische Komponist Franz Anton Mitscha, sondern dessen Dienstherr Johann Adam Graf von Questenberg (1678–1752). Schon das Titelbild am Schutzumschlag verrät, dass es inhaltlich um das Mäzenatentum und die Musikleidenschaft eines gebildeten und selbst künstlerisch tätigen Grafen geht. Zu sehen ist ein von den Brüdern Andreas und Joseph Schmutzer gefertigter Kupferstich, der nach einem von Johann Kupezky gemalten Porträt Questenbergs entstand. Dieses zeigt den Grafen Laute spielend in seiner Bibliothek und eröffnet einen Blick auf seinen prächtigen Hauptsitz, das

Schloss in Jarmeritz, an dem Questenberg kostspielige Baumaßnahmen in großem Umfang durchführen ließ. Während die LeserInnen bereits auf der Impressumseite über das Titelbild informiert werden, bleibt die Herkunft des Buchtitels längere Zeit rätselhaft. Erst im Laufe der Lektüre stellt sich heraus, dass es sich dabei um den Titel einer Huldigungskomposition von Franz Anton Mitscha handelt.

Der auffallend große Umfang des Buches von 784 Seiten lässt von vornherein vermuten, dass Perutková darin eine immense Fülle an Quellenmaterial präsentiert und verarbeitet. Die genaue Durchsicht offenbart das volle Ausmaß von Perutkovás Leistung. Ihre Arbeit ist gut recherchiert, wissenschaftlich korrekt durchgeführt und reich an Details. Unter Heranziehen neuester Literatur verwertete sie eine enorme Anzahl von aufschlussreichen Quellen, die überwiegend aus tschechischen und Wiener Archiven stammen. Die aus den Quellenstudien gewonnenen Neuerkenntnisse sind beträchtlich und betreffen nicht nur die musikwissenschaftliche Forschung. Auch andere Disziplinen wie die Geschichtswissenschaft, Theaterwissenschaft oder Kunstgeschichte können von Perutkovás Forschungsergebnissen profitieren. Perutkovás Buch umfasst acht Kapitel, die wiederum in übersichtliche Unterkapitel gegliedert sind. Im ersten Teil stellt Perutková all jene Quellen vor, die sie für ihre Arbeit untersucht hat. Das sind zunächst nichtmusikalische Textquellen wie Rechnungen, Inventare, Matrikeln und Briefe aus dem Mährischen Landesarchiv in Brünn. Als wahre Fundgrube an Informationen erwiesen sich die ca. 500 an Questenberg gerichteten Briefe von Georg Adam Hoffmann, der als Verwalter des Questenbergschen Palais in Wien im Dienst des Grafen stand und zu dessen engsten Vertrauten und Beratern zählte. Aus diesen Briefen schöpft Perutková große Mengen an bisher unbekannt Details über Questenbergs Musikmäzenatentum sowie über das Musik- und Theaterleben am Wiener Kärntnertortheater und am kaiserlichen Hof.

Eine zweite Quellengruppe umfasst Material zur Musikdramatik. Dazu gehören Libretti und Partituren, die Aufführungen musikdramatischer Werke im Auftrag des Grafen in Jarmeritz, Brünn und Olmütz dokumentieren. Auffallend ist, dass Questenberg Werke in italienischer, deutscher und tschechischer Sprache singen ließ. Perutková konnte insgesamt 40

gedruckte Libretti und 43 Partiturhandschriften aus dem ehemaligen Besitz des Grafen zusammentragen. Bei der Identifizierung der Partituren und der Bestimmung ihrer Provenienz untersuchte Perutková die Handschriften der Kopisten sowie die Wasserzeichen des beschriebenen Papiers. In ihrem Buch liefert sie dazu zahlreiche Schriftproben und ein Verzeichnis der vorgefundenen Wasserzeichen, womit sie eine fruchtbare Basis für weitere Forschungen schuf.

Im zweiten Kapitel skizziert Perutková Questenbergs Werdegang. Themen sind seine Herkunft, seine Ausbildung und Kavaliersreise, seine Ehen und Finanzen, seine Funktionen am Wiener Hof und sein Erbe. Zur Sprache kommen darüber hinaus Questenbergs Dilettantismus in der Musik und seine Tätigkeiten als Bauherr in seinem Wiener Palais und auf seinen Gütern in Niederösterreich, Mähren und Westböhmen.

Im dritten Abschnitt wird den LeserInnen jenes weit verzweigte Netzwerk von Adligen und KünstlerInnen vor Augen geführt, innerhalb dessen Questenberg Noten, Libretti und MusikerInnen für die Realisierung geplanter Darbietungen beschaffen konnte. Das folgende Kapitel handelt von Questenberg als Auftraggeber künstlerischer Werke, wobei die Unterkapitel nach Komponisten, Librettisten, Bühnenbildnern und Theaterarchitekten, nach Choreographen und TänzerInnen sowie Kostümbildnern gegliedert sind.

Nach Ausführungen über die im Dienst des Grafen stehenden MusikerInnen und einem relativ kurzen Abschnitt, in dem die Autorin auf die allgemeine Geschichte der italienischen Oper in Mähren in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts eingeht, befasst sich Perutková im siebten Kapitel mit der Musikpflege im Hause Questenbergs, um abschließend die nachweislich im Jarmeritzer Schloss aufgeführten musikdramatischen Werke näher zu beleuchten.

Nach zwei übersichtlichen Tabellen endet das Buch mit einem Resümee. Anschließend findet sich noch ein fundierter Quellenapparat, gefolgt von einem ausführlichen Abbildungs-, Quellen- und Literaturverzeichnis sowie einem Register der Personen, Werke und Orte.

Abgesehen von ein paar wenigen, inhaltlich folgenlosen Ungenauigkeiten wie z. B. der nicht ganz korrekten Transkription der Abkürzung „L. D. D. V. M.“

(= *Laus Deo Deiparaeque Virgini Mariae*) am Ende einer Partitur (S. 46, 535) finden sich in Perutková Buch falsch verwendete und somit für Irritierung sorgende Begriffe, darunter insbesondere musikalische Gattungsbezeichnungen. So spricht Perutková im Kapitel über die Quellengrundlage von insgesamt 15 gedruckten Libretti zu Aufführungen von Opern, zu denen sie auch Domenico Sarros Werk *Il giudizio di Paride* rechnet, bei dem es sich aber um eine *Serenata* handelt (S. 7, 15f.).

Ebenso irreführend ist die Verwendung des Begriffs „Sepolcro“, mit dem die Autorin wiederholt Oratorien bezeichnet, die in der Karwoche beim Heiligen Grab aufgeführt wurden. Im Unterschied zum konzertant aufgeführten Oratorium handelt es sich beim wissenschaftlich klar definierten „Sepolcro“ um eine am Wiener Kaiserhof entstandene Gattung musikalischer Werke, die zwar für Aufführungen vor dem Heiligen Grab bestimmt waren, dort aber mit Aktion, Kostümen und Szenerie dargeboten wurden. Um Missverständnisse zu vermeiden, müssten die beim Heiligen Grab gesungenen Oratorien als „Sepolcro-Oratorien“ oder, wie von der Autorin leider nur sporadisch gemacht, als „Passionsoratorien“ bezeichnet werden.

Abschließend ist festzuhalten, dass die Autorin ihr gestecktes Ziel, Questenbergs besondere Stellung in der Kulturgeschichte Mährens zu verdeutlichen, durchaus erreicht hat. Es stellt sich jedoch die Frage, ob der Untertitel des Buches angemessen ist. Angesichts der Fülle an Musiziergattungen, die Questenberg förderte und die die Autorin behandelt, muss die Frage mit Nein beantwortet werden. Obendrein beschränkt sich der Inhalt des Buches keineswegs nur auf italienische Kompositionen. Wie bereits erwähnt, werden auch Aufführungen von Werken mit deutschen und tschechischen Texten thematisiert. Die Bedeutung letzterer für das mährische Nationalbewusstsein hebt die Autorin sogar selbst immer wieder hervor. Schade also, dass Perutková keinen Untertitel gefunden hat, der ihr so umfangreiches und ergiebiges Buch inhaltlich besser repräsentiert.

Marko Deisinger (Wien)

Hellmut Lorenz/Anna Mader-Kratky (Hg.): *Die Wiener Hofburg 1705–1835. Die kaiserliche Residenz vom Barock bis zum Klassizismus (Veröffentlichungen zur Bau- und Funktionsgeschichte der Wiener Hofburg 3, Veröffentlichungen zur Kunstgeschichte 14, Denkschriften der philosophisch-historischen Klasse 445)*, Wien: Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften 2016, 628 S., zahlreiche Farbabb., ISBN: 978-3-7001-7843-9.

Der vorliegende Band ergänzt die kunstgeschichtliche Reihe zur Wiener Hofburg für die Jahre 1705–1835. Auch diesmal befassen sich die AutorInnen (neben den HerausgeberInnen noch Christian Benedik, Jörg Garms, Lieselotte Hanzl-Wachter, Petra Kalousek, Herbert Karner, Jochen Martz, Andrea Sommer-Mathis, Werner Telesko, Rainer Valenta, Manuel Weinberger) mit verschiedenen Aspekten der Planung, Baugeschichte und Nutzung der kaiserlichen Residenz. Die chronologische Reihenfolge des historischen und künstlerischen Ablaufes hat sich bewährt und wurde auch in diesem Band beibehalten.

In der Einleitung erläutern die HerausgeberInnen den Aufbau des Buches, die dafür notwendigen Grundlagenforschungen sowie die angewandten Quellen und Methodik. Die daran anschließenden drei Hauptkapitel behandeln die Themen „Planungen und Bauten“, „Sphären einer Residenz“ und „Die Wiener Hofburg im Rahmen der Bauaufgabe ‚Stadtresidenz‘“.

Da Leopold I. sich nicht sonderlich für Architektur interessierte, setzte in Wien erst im 18. Jahrhundert, unter seinen Nachkommen, eine rege Bautätigkeit ein. Aus diesem Grund ist das zweite Hauptkapitel besonders umfangreich geworden. Bereits im Jahr 1700 jedoch wurde von Leopold I., nach fast ausschließlich italienischen Baumeistern in Wien, Johann Lucas von Hildebrandt als erster deutschstämmiger Architekt engagiert. Der aus Graz stammende Johann Bernhard Fischer von Erlach, ursprünglich für einflussreiche Adelsfamilien tätig, erweckte ebenso das Interesse des Kaiserhofes. Diese beiden Architekten prägten mit ihren Entwürfen bzw. Bauten das barocke Wien ganz wesentlich.

Als der junge Kaiser Joseph I. 1705 die Regierung antrat, brachte das große Veränderungen in der Wiener Hofhaltung mit sich. Im Gegensatz zu seinem Vater (und dessen Vorgängern) orientierte sich seine

„Hofhaltung am französischem Vorbild“ (S. 45). Er plante, das Schloss Schönbrunn derart ausbauen zu lassen, dass es Versailles – zu dieser Zeit das Maß aller Dinge – übertreffen sollte. Der frühe Tod des Kaisers verhinderte das Vorhaben. Der künstlerisch interessierte Karl VI. kehrte nach dem Tod seines Bruders als dessen Nachfolger umgehend aus Spanien nach Wien zurück und scharte hier Gelehrte (u.a. Heraeus Leibniz) und Künstler (u.a. Fischer von Erlach, Galli Bibiena) um sich. Ab 1715/16 begann nicht nur in seiner Residenz eine rege Bautätigkeit, sondern auch im weiteren Umkreis der Hofburg, wie beispielsweise mit der österreichische Hofkanzlei, den Hofstallungen, der Hofbibliothek, der Winterreitschule oder der Karlskirche. Der Band geht detailliert auf die Baupläne ein und stellt auch das Programm der künstlerischen Ausgestaltung einzelner Räume vor. Ein Kapitel beschäftigt sich mit der Genese und Bewertung des sogenannten Kaiserstils und der Kunstpolitik während der Regierungszeit von Karl VI.

Zu Beginn des Regierungsantritts von Maria Theresia lag der Focus auf ihrem Machterhalt als weibliche Herrscherin und weniger auf baulichen Veränderungen an der Hofburg. Die Amalienburg wurde für den Thronfolger aufwendig umgebaut, der Josefsplatz neugestaltet und das Ballhaus als „Theater nächst der Burg“ (altes Burgtheater) adaptiert und (mehrfach) baulich verändert. Es gab verschiedene Pläne, die Hofburg repräsentativ, den barocken Vorstellungen entsprechend, umzugestalten. Es kam allerdings nur zu Veränderungen im Inneren der Burg und der Errichtung von neuen Treppen. Maria Theresia hinterließ jedoch außerhalb der Residenzstadt Wien zahlreiche Zeugnisse ihrer Bautätigkeit, so z.B. den umfassenden Umbau von Schönbrunn oder die Veränderungen an den Residenzen in Ofen, Prag, Innsbruck und Laxenburg.

Nach dem Tod seiner Mutter unterband ihr Nachfolger Joseph II. weitere bauliche Aktivitäten und ließ nur die absolut notwendigen Arbeiten verrichten. Seinem Bruder Leopold II., nur kurz im Amt, gelang es nicht, bauliche Maßnahmen umzusetzen. Dessen Sohn Franz II./I. war zu Beginn seiner Herrschaft mit den kriegerischen Folgen der französischen Revolution befasst, wodurch für Veränderungen an der Hofburg weder Geld noch Zeit vorhanden waren. Doch auch nach dem Wiener Kongress setzten

Bautätigkeiten nur zögerlich ein, obwohl es immer wieder Pläne gab, die Hofburg auszubauen. Unterschiedliche Pläne und Vorschläge gab es in dieser Zeit zur Renovierung bzw. für einen Neubau des Hoftheaters, die allerdings nicht realisiert wurden. Ein prachtvoller und kostspieliger Zeremoniensaal in der Hofburg für die Repräsentation des neuen Kaisertums Österreich wurde geplant und errichtet. Da ein Teil der Befestigungsmauern vor der Hofburg durch die Franzosen 1809 gesprengt wurde, harrte dieses Gebiet einer Neugestaltung. Die unterschiedlichen Pläne dafür werden im Band ausführlich vorgestellt. Der Finanznot geschuldet, wurden Platz und das „neue“ Burgtor erst 1824 feierlich eingeweiht.

Den Veränderungen und strukturellen Reformen des Hofbauamtes in der Zeit von 1705 bis 1835 ist ein eigenes Kapitel gewidmet. Darin werden zusätzlich einige Architekten vorgestellt, soweit sie nicht bereits in vorherigen Abschnitten erwähnt wurden. Es ist einleuchtend, dass diese mit ihren unterschiedlichen Vorschlägen zueinander immer wieder in heftiger Konkurrenz standen. Das Hauptkapitel schließt mit einem Überblick und Resümee über die Entwicklung der einzelnen Hofburgtrakte – sowohl Neubau als auch Umgestaltung – während des Zeitrahmens des Bandes.

Im dritten Hauptkapitel beleuchten die AutorInnen die Raumstruktur der Hofburg, die eng mit dem herrschaftlichen Repräsentationswunsch und den handelnden Personen verknüpft ist. Das habsburgische Zeremoniell spielte hier eine bestimmende Rolle. Für die zeittypischen Stilepochen (Barock, Rokoko und Klassizismus) gibt es in der Ausgestaltung der Räume zahlreiche Hinweise. Schilderungen über die Ausstattung verschiedener Räumlichkeiten (z. B. mit Möbeln, Fresken, Tapisserien usw.) finden sich in verschiedenen Unterkapiteln.

Die Anordnung und Verwendung der unterschiedlichen Zimmer war Großteils durch das Zeremoniell vorgegeben. Maria Theresia pflegte zu Beginn ihrer Regentschaft einen lockeren Umgang mit dem Zeremoniell und entschied vieles spontan. Graf Khevenhüller-Metsch, der ihr in verschiedenen Ämtern diente, litt sehr darunter, wie er in seinen persönlichen Aufzeichnungen festhielt. Ihr Sohn Joseph II. setzte radikale Änderungen durch und empfing bei seinen Audienzen alle sozialen Schichten. Sein Bruder Leopold II. hielt daran zwar fest, griff aber

wieder auf alte Traditionen zurück. Unter Franz I., als österreichischem Kaiser, wurde der Posten eines Oberzeremonienmeisters geschaffen (S. 336) und meist von Fall zu Fall über das Vorgehen entschieden. Erwähnung finden in dem Kapitel auch die Appartements und Audienzgewohnheiten der Kaiserinnen bzw. Kaiserinnenwitwen und wie deren Kinder untergebracht und eingerichtet waren.

Nur selten wohnten Gäste direkt in der Hofburg, wo es keinen eigenen Gästetrakt gab. In der Hofburg zu wohnen, galt deshalb als Privileg, das meist nur Familienmitgliedern eingeräumt wurde. Eine besondere Herausforderung stellte in diesem Zusammenhang der Wiener Kongress dar, da einige Herrscher in der Burg untergebracht werden mussten. Einen besonderen Gast ließ Joseph II. in der Hofburg unterbringen. Als Papst Pius VI. nach Wien kam, um die schwelenden Differenzen mit dem Kaiser persönlich zu besprechen, wollte Joseph II. damit ein freundschaftliches Zeichen gegenüber der Bevölkerung setzen, was aber die Probleme der beiden miteinander nicht verringerte.

Selbstverständlich wird, soweit es die Quellenlage zulässt, auch auf die Innenausstattung der Räume eingegangen. Die AutorInnen nützen hier einige – teilweise sehr kritische – Beschreibungen von BesucherInnen, die wohl in Abwesenheit der BewohnerInnen, verschiedene Appartements besichtigen konnten. Zusätzlich werden auch detaillierte Bildquellen zur Beschreibung verwendet. Im Laufe der Zeit änderte sich der Stil der Möbel oder textilen Ausgestaltung (Tapeten, Tapisserien) sowie auch die Bildausstattung in den Räumen, wie es dem jeweiligen Zeitgeschmack der BewohnerInnen entsprach. Die beteiligten Künstler sind nicht immer eindeutig zu bestimmen. Den im Vorgängerband ausführlich beschriebenen Redoutensälen „verlieh jede Generation ... ein individuelles Erscheinungsbild“ (S. 406). Die Veränderungen in diesen Festsälen sind sehr gut dokumentiert. Man wirft als LeserIn aber auch einen Blick auf das „private“ Wohnen in den persönlichen Gemächern der kaiserlichen Familie, die nicht der Repräsentation dienen.

Die öffentlich aber auch privat gelebte *Pietas* der Habsburger gilt quasi als Erkennungsmerkmal der Familie. So finden sich in der Hofburg nicht nur die Hofkapelle, sondern zusätzlich zahlreiche Kammerkapellen, kleine private Kapellen für

Familienmitglieder in deren persönlichen Appartements. Diese sind „nahezu singulär und stellen ein besonderes Merkmal der habsburgischen Frömmigkeit dar“ (S. 425). Meist sind sie für die ForscherInnen schwer zu lokalisieren. Die Renovierung und/oder Umgestaltung der Hofkapelle wie der Augustinerkirche werden in diesem Kapitel ebenso behandelt, wie, soweit nachweisbar, die Lage und Ausgestaltung der Kammerkapellen.

Für die fast ausschließlich privaten Theater-, Musik- und Festveranstaltungen am Wiener Hof findet sich leider wenig Bildmaterial. Ein ehemaliger Tanzsaal wurde bereits von Leopold I. adaptiert und seitdem als Theatersaal genützt. Anlass bezogen (Geburts- und Namenstag, Krönung usw.) wie auch im Fasching wurden hier für den Hof musikaltheatralische Aufführungen gegeben, wenn sich der Hof in Wien aufhielt. Die Sitzordnung war streng nach dem Rang des adeligen Zuschauers geregelt. Für weniger aufwendige theatrale Unterhaltungen gab es in der Hofburg private Theaterräume (u.a. Spanischer Saal, große Antekammer). In der Regierungszeit von Maria Theresia fanden Aufführungen vermehrt im „Theater nächst der Burg“ (altes Burgtheater) statt. Die in der Burg befindlichen Theatersäle wurden für die immer zahlreicher werdenden Ballveranstaltungen zu den Redoutensälen umgestaltet. Die privaten Räume wurden weiterhin für kleinere Anlässe bespielt. In Wien erfolgte durch Maria Theresia eine Neuordnung des Theaterwesens für Burgtheater und Kärntnertheater, die beide dem Hof unterstanden. Anlässlich von Hochzeiten und auch des Wiener Kongresses fanden zahlreiche höfische Feste statt. Ausführliches Bildmaterial und Festbeschreibungen dokumentieren diese repräsentativen Veranstaltungen.

Wo die Sammlungen des Kaiserhauses untergebracht wurden, die kontinuierlich wuchsen und entsprechend Raum benötigten, wird im folgenden Abschnitt nachgespürt. Der Zeitraum zwischen 1705–1835 ist allgemein eine Zeit des Ordnen und der Konzentration der in verschiedenen Residenzen verstreuten Objekte (S. 510). Das Obergeschoß der Stallburg wurde bereits im 17. Jahrhundert für die Gemäldesammlung adaptiert. Karl VI. erweiterte die Sammlung und ließ die Räumlichkeiten dem Barock entsprechend umgestalten; die Antikensammlung wurde hier ebenfalls untergebracht. 1776 wurden die Gemälde aus der Stallburg in das Schloss Belvedere

übergeführt und konnten dreimal in der Woche von der Öffentlichkeit besichtigt werden. Die geistliche und weltliche Schatzkammer wurde ebenfalls neu geordnet und untergebracht. Franz Stephan von Lothringen interessierte sich besonders für Naturwissenschaften und investierte hohe Summen in seine Sammlung. Die Bestände der neuerbauten Hofbibliothek wurden gleichfalls ständig erweitert. Kaiser Franz II./I. widmete sich, wie sein Großvater, den Naturwissenschaften und erweiterte die entsprechenden Sammlungen. Diese wurden öffentlich zugänglich gemacht und fanden beim Publikum viel Aufmerksamkeit.

Ein Unterkapitel der „Sphären einer Residenz“ befasst sich mit der Nutzungsgeschichte der Wiener Hofburg anhand der Quartierpläne. Die ausführlichen Bestandspläne (1765) und Quartierpläne (1775), hier erstmals publiziert, finden sich im Anhang. Das letzte Unterkapitel widmet sich dem „Außenraum“. Die zu Zeiten von Ferdinand I. große Ausdehnung der Gartenanlagen wurde durch verschiedene bauliche Maßnahmen immer wieder verringert, so wurden neue Gartenanlagen gesucht und angelegt. Joseph II. ordnete die öffentliche Nutzung des kaiserlichen Gartens bei der Hofburg an, die allerdings, wohl aus disziplinären Gründen, bald widerrufen wurde. Der zum Gärtner ausgebildete Kaiser Franz II./I. zeigte besonderes Interesse an der Ausgestaltung der kaiserlichen Gärten. In seiner Regierungszeit wurde das allseits bewunderte Glashaus im k.k. Hofgarten errichtet. Der für die Öffentlichkeit gedachte Volksgarten, in dem sich auch der Theseustempel befindet, wurde 1823 feierlich eröffnet.

Das letzte Hauptkapitel widmet sich der Entwicklung der Hofburg zu einer Stadtresidenz. Der Zustand der Hofburg galt um 1705 im Vergleich zu anderen Residenzen als wenig spektakulär; „es war ein Konglomerat unterschiedlich gegliederter Trakte“ (S. 563). Allerdings handelte es sich um einen kaiserlichen Hof, der im Vergleich zu den prachtvollen Schlössern in anderen Residenzstädten doch besonderen Glanz ausstrahlte. Es gab im vorgestellten Zeitraum immer wieder Pläne, die Wiener Hofburg mit einem Gesamtkonzept umzugestalten. Vor allem Karl VI. setzte hier einige Akzente, die allerdings nach seinem Tod nicht weitergeführt wurden. Ein grundlegender Vorschlag zur Erweiterung der Wiener Residenz fand zwar großen Gefallen bei Maria Theresia und ihrem

Gemahl, aber keine Realisation. Die Sprengung eines Teils der Festungsanlage durch französische Truppen boten ab 1809 neue Möglichkeiten. Die im Buch abgedruckten Pläne zur Umgestaltung des Hofburgareals zu einem Gesamtkonzept, zeigen anschaulich, welche unterschiedlichen Ideen den Vorschlägen zugrunde lagen.

Bestechend ist wieder, wie in allen Bänden dieser Reihe, die anschauliche und üppige Illustration und die interessanten Forschungsergebnisse, die tiefgreifender Archivforschung geschuldet sind. Es handelt sich hier nicht nur um eine ausführliche Baubeschreibung der Hofburg und ihrer Umgebung, sondern es werden zusätzlich die handelnden Personen und ihre Interaktionen beleuchtet. Dadurch wird immer wieder ein lebendiges Bild der BewohnerInnen in ihrem Heim, denn das sollte die Hofburg trotz aller Repräsentation für sie sein, entworfen. Detaillierte Fußnoten mit weiterführenden Hinweisen und eine umfassende Bibliographie sind für diese Reihe eine Selbstverständlichkeit. Es ist den AutorInnen erneut gelungen, ein beeindruckendes und entscheidendes Nachschlagwerk zu schaffen, das auf lebendige und informative Weise viele Fragen klärt.

*Renate Schreiber (Wien)*

Sigrid Hirbodian/Torben Stretz (Hg.): *Juden und ländliche Gesellschaft in Europa zwischen Mittelalter und Früher Neuzeit (15.–17. Jahrhundert). Kontinuität und Krise, Inklusion und Exklusion in einer Zeit des Übergangs (= Forschungen zur Geschichte der Juden, Abteilung A: Abhandlungen, Band 24)*, Wiesbaden: Harrassowitz Verlag 2016, 275 S., ISBN 978-3-447-10636-8.

Band 24 der Abteilung A (Abhandlungen) der Reihe *Forschungen zur Geschichte der Juden* dokumentiert die Abschlussstagung des Trierer Sonderforschungsbereichs (SFB) 600 mit dem Thema „Juden auf dem Lande“. Dieser SFB wurde mit dem 31. Dezember 2012, nach einer Laufzeit von immerhin zwölf Jahren, beendet. Der vorliegende Sammelband erschien Ende Oktober 2016. In ihrem Vorwort ersucht Herausgeberin Sigrid Hirbodian (Tübingen) um Nachsicht für das „über Gebühr lange“ Hinziehen bis zur

Publikation. Dazu besteht freilich kein Anlass, kann man doch eine Dauer von bis zu fünf Jahren zur Herausgabe von Tagungsbänden – bedauerlicherweise – meist von vornherein unterstellen.

In seinem Vorwort, gleichzeitig der Einleitungsbeitrag des Bandes, geht Hirbodians Co-Herausgeber Torben Stretz (Trier) auch hauptsächlich auf Definitionen ein. Der Begriff „Landjuden(tum)“ sei, so Stretz, nicht mehr ganz zeitgemäß, wenn auch noch immer wegen der allgemeinen Verständlichkeit in Verwendung, werde aber in den zum Sammelband vereinten Vorträgen weitgehend vermieden oder neu definiert. Darum lautet der Titel des Tagungsbandes auch *Juden und ländliche Gesellschaft in Europa zwischen Mittelalter und Früher Neuzeit*.

Einen erweiterten, über Mitteleuropa und das Gebiet des Alten Reiches hinausgehenden Blick werfen sodann Hanna Węgrzynek (Warschau) auf die Rolle der Juden [*I*]n *the Polish Rural Economy and Its Evolution, c. 1400 – 1700* im Bereich des Königreichs Polen bzw. der Union von Lublin (ab 1569, Adelsrepublik Polen-Litauen) sowie Danièle Iancu-Agou (Paris, Brüssel, emeritiert 2013) auf den Süden Frankreichs in *Communautés juives rurales en Provence*. Mit einer Menge quantifizierender Daten zeigt Węgrzynek, dass etwa in den von ihr ausgewerteten Quellen Juden einen nicht unbedeutenden Anteil am Viehhandel hielten, oder, vielleicht für Vergleiche in Mitteleuropa noch etwas weniger bekannt, in großer Zahl (zu Beginn des 16. Jahrhunderts bereits knapp ein Viertel, später in manchen, im Beitrag aufgeführten Regionen, gar bis zur Hälfte) als Tavernenpächter in den Dokumenten fassbar werden.

Auf Herkunft (größtenteils Zuzug aus den umliegenden Dörfern bzw. Kleinstädten) und Erwerbstätigkeit (Nah- und Fernhandel, Kreditwesen in allen möglichen Ausprägungen, aber auch und teilweise damit verbunden Land- und Gartenwirtschaft) richtet Marie Buňatová (Prag) ihr Augenmerk in *Die wirtschaftlichen Beziehungen Prager Juden zum Adel in den böhmischen Ländern an der Wende vom 16. zum 17. Jahrhundert*.

*Jüdisch-christliche Kreditnetze in der ländlichen Gesellschaft während der Frühen Neuzeit* untersucht genauer und auf breiterem Raum (Franken, Rheinische Länder, Schwaben, Vorderösterreich und Tirol) Sabine Ullmann (Eichstätt-Ingolstadt) und arbeitet dabei einen überraschend einheitlichen Zinssatz von

vier bis sechs Prozent, meist tatsächlich fünf Prozent, in den interkonfessionellen Geschäftsbeziehungen – und zwar beidseitig, sowohl Juden als auch Christen findet man in den Quellen als Schuldner wie auch Gläubiger – heraus.

Recht kleinräumigen Untersuchungen widmen Wolfgang Treue (Duisburg-Essen) mit der Grafschaft Hanau-Münzenberg, Torben Stretz mit fränkischen Beispielen für *Kondominat und Kondominium und ihre Bedeutung für jüdisches Siedeln ...*, J(ohannes) Friedrich Battenberg (Darmstadt) mit der oberhessischen Ganerbschaft Buseckertal und Rotraud Ries (Würzburg) mit *Landjudentum als kulturelles System? Beobachtungen aus Unterfranken* ihre jeweilige Aufmerksamkeit. Ries verlässt auch mit Ausblicken bis ins 20. Jahrhundert deutlich den Zeitrahmen, kann aber so immerhin noch zu den Auswanderungsbewegungen in die Vereinigten Staaten von Amerika interessante Parallelen ziehen.

Die drei abschließenden Beiträge untersuchen im weitesten Sinne kulturelle Einflüsse des nicht-urbanen Lebens auf Juden bzw. jüdische Gemeinden (für die „Gemeinde“ ist hier freilich besonders der in der Mischna vorgeschriebene „Minjan“, also die Anwesenheit von mindestens zehn religionsmündigen Juden zum Gottesdienst, von Bedeutung).

Annette Weber (Heidelberg) zeigt einen *Wandel jüdischen Selbstverständnisses vom Spätmittelalter zur Frühen Neuzeit im Spiegel der Objektkultur* vor allem anhand von (Haggadah-)Manuskripten und liturgischen Geräten, etwa Thora-Mänteln und -Bändern (sog. Wimpel).

Debra Kaplan (Tel Aviv) will mittels einiger (weniger) ausgewählter Responen von Rabbi Jair Chajim Bacharach (1639–1702) orthodox-rabbinische Einsichten in den Unterschied zwischen Stadt und Land in *Rural Jewry As Seen Through the Lens of Rabbinic Responsa* vermitteln.

Zuletzt versucht Nathanja Hüttenmeister (Duisburg-Essen) das Interesse für die – nicht immer leichte und leider zu einem beträchtlichen Teil auch durch Verwüstung, ja, Vernichtung noch zusätzlich erschwerte – Untersuchung von jüdischen Friedhöfen („Gute Orte“) und Grabdenkmälern zu wecken, was ihr zumindest bei diesem Rezensenten durchaus gelungen ist.

Als Fazit lässt sich feststellen, dass der Sammelband auf knapp 250 Beitrags-Seiten einige durchaus

unerwartete neue Erkenntnisse in den allgemein gehaltenen Abschnitten liefert. Die teilweise doch sehr speziellen, geographisch eng eingegrenzten Untersuchungen entziehen sich dieser Beurteilung durch den Rezensenten leider, wenn auch durchaus elegant. Erfreulicherweise ist penibel lektoriert und korrigiert worden. Einziger Makel ist das Fehlen eines Gesamtliteraturverzeichnisses. Wer daran Interesse haben sollte, muss sich die verwendeten Werke, wie leider oft, aus den Fußnoten mühsam zusammenklauben.

*Martin Lhotzky (Wien)*

Christina M. Anderson: *The Flemish Merchant of Venice. Daniel Nijs and the Sale of the Gonzaga Art Collection*. New Haven/London: Yale University Press 2015, 264 S., 40 Farb- und 15 SW-Abb., 35 £, ISBN 978-0-300-20968-6.

Christina M. Anderson (Hg.): *Early Modern Merchants as Collectors*. London/New York: Routledge 2017 (= *Visual Culture in Early Modernity* 52), X, 265 S., 8 Farb- und 24 SW-Abb., 110 £, ISBN 978-1-4724-6982-3.

Die Sammlungsforschung hat in den letzten Jahren noch einmal einen enormen Aufschwung genommen, wie nicht zuletzt das 2014 erschienene Spezialheft der vorliegenden Zeitschrift zum Thema Kunstsammlungen aufzeigt.<sup>1</sup> Dabei hat sich ein deutlicher Perspektivwechsel vollzogen, der den Blick über das traditionelle Forschungsinteresse hinaus, bei dem vorrangig die Kollektionen von häufig aristokratischen Eliteangehörigen im Mittelpunkt stehen, hin zum Handeln ganz unterschiedlicher gesellschaftlicher Gruppen gelenkt hat. In diesem Zusammenhang sind jüngst zwei Publikationen – eine Monographie und ein Sammelband – von besonderem Interesse erschienen, für die die amerikanische Kunsthistorikerin Christina M. Anderson verantwortlich zeichnet. Beide Bücher haben die Figur des Kaufmanns zum Thema, wobei die auf ihrer Dissertation beruhende Monographie über Daniel Nijs dessen Person zwar in vielfältigen Rollen vorstellt, aber in seiner Funktion als ‚Broker‘ des Gonzaga-Kunstverkaufs und seiner vermittelnden Position zwischen den Höfen von Mantua und London diesen noch ganz im Blickfeld

der traditionellen Sammlungsforschung präsentiert, nur dass hier die Sichtweise vollständig auf die Perspektive des Agenten gelegt wird.

Daniel Nijs (1572–1647), flämischer Kaufmann in Venedig, wird in der auf umfangreichen Quellenstudien basierenden und doch äußerst lesbaren Studie erstmals in einer Monographie vorgestellt, die die vielfältigen Facetten seines Handelns analysiert. Zugleich wird danach gefragt, wie diese miteinander verwoben sind. Sein großer ‚Deal‘ war der ‚Gonzaga Sale‘, die Vermittlung von wesentlichen Teilen der legendären herzoglichen Kunstsammlung von Mantua an König Karl I. von England in den Jahren 1627–1628. Dieser Transfer gehört in der kunsthistorischen Forschung, gemeinsam mit dem zuweilen auch als ‚Sale of the Century‘<sup>2</sup> bezeichneten (Weiter-)verkauf des Kunstbesitzes Karls I. durch den Commonwealth, zu den oft behandelten Präzedenzfällen auf dem Gebiet von Kunsthandel und Sammlungswesen der Frühen Neuzeit. Die Protagonisten sind hochrangig, die Kunstwerke selten und kostbar. Christina M. Anderson konzentriert sich allerdings ganz auf die Perspektive des ‚Brokers‘ und kann so dem Thema neue Aspekte abgewinnen. In acht Kapiteln werden sowohl Lebensstationen als auch Aktionsräume von Nijs abgesprochen. Vom Exil seiner ursprünglich aus Schlesien stammenden, dann langjährig in Flandern ansässigen und wie er später kalvinistischen Vorfahren handelt das erste Kapitel; daraufhin werden die Voraussetzungen für seine Rolle als ‚Broker‘ innerhalb des ‚Gonzaga Sale‘, seine kaufmännische Herkunft, die Ausbildung von Kennerschaft und der Aufbau einer eigenen Sammlung sowie seine Tätigkeit als Kunsthändler und (politischer) Agent, letzteres vor allem mit Blick auf seine Kontakte zu Paolo Sarpi, in jeweils eigenen Kapiteln beleuchtet. Den Kern des Buches bildet der komplexe und schwierige Aushandlungsprozess des mantuanischen Kunstverkaufs. Die Risiken dieses Umgangs mit den Mächtigen zeigen die letzten beiden Kapitel auf, die Nijs‘ Bankrott und seine Umorientierung und merkantile ‚Neuerfindung‘ unter anderem in der Projektierung eines Kanals zwischen dem Piave und der Lagune von Venedig zum Thema haben.

Die Darstellung dieses frühneuzeitlichen ‚Brokers‘ in seinen unterschiedlichen Handlungsfeldern ist nahezu mustergültig. Allein der Vergleich mit anderen Akteuren der Epoche mit ähnlicher Ausrichtung

erfolgt nicht und sollte Gegenstand weiterer Überlegungen sein. Hier bieten die Publikationen von Marika Koblussek unter dem Stichwort des ‚double agent‘, des gleichsam doppelkodierten sowohl merkantil als auch politisch tätigen Agenten, wichtige Ansatzpunkte und Impulse an.<sup>3</sup>

Das Buch ist gediegen produziert, so dass man es gern in die Hand nimmt. Selbst der Umstand, dass die Abbildungen nicht in den Text eingebunden, sondern in einem Tafelteil zusammengefasst sind, stört die Lektüre kaum. Sie illustrieren eben nur die überaus spannende Persönlichkeit des Daniel Nijs und diese äußerst anregende Studie.

Die Beiträge des Sammelbandes *Early Modern Merchants as Collectors* gehen auf eine Tagung zurück, die die Herausgeberin 2012 im Ashmolean Museum Oxford veranstaltete. Der nun erschienene Tagungsband enthält bis auf wenige Ausnahmen alle dortigen Vorträge und nimmt noch mehr als die Studie über Nijs eine Perspektivierung auf das Sammlungswesen der Kaufleute vor, indem diese nicht nur als eigenständige Sammlerpersönlichkeiten (im Gegensatz zu ihrer Rolle als Agenten und Beiträger zu fürstlichen Unternehmungen) vorgestellt werden, sondern auch in ihrer geschmacksbildenden, innovativen Funktion erscheinen. Die verschiedenen Aufsätze wurden zudem so ausgewählt, dass sie mit einem weiten polyfokalen Blickwinkel eine Vielfalt geographischer (auch nicht-westlicher) Aktionsräume, Motivationen, sozialer und ökonomischer Umstände sowie der hinter dem Sammlungsinteresse stehenden Ideen abbilden können.

Das Buch ist in sieben Abschnitte gegliedert, die in der Regel zwei Beiträge enthalten, in einem Fall, dem letzten Teil *Merchants and collecting in the islamic world*, sogar nur einen Aufsatz. Dies mag als eine etwas erzwungene Struktur eines eigentlich tendenziell kontingenten Materials erscheinen, geht aber mithin gut auf. Nach einer kurzen Einführung der Herausgeberin beginnt der Band mit der – adäquaten – Themenstellung *Beginning to collect*. Tarnya Cooper widmet sich in dem ersten Beitrag der Beauftragung und dem Sammeln von Porträts durch Kaufleute im England des 16. und frühen 17. Jahrhunderts und macht dabei deutlich, dass die Kultur des kaufmännischen Sammelns sich in Europa nicht gleichmäßig ausbildete. Die Fragestellung liegt an der Schnittstelle zwischen Funktions- und Sammlungskunst, also in

der Frage, ob Kunstwerke allein zur Ausstattung der häuslichen Wohnräume dienten, ob sie Handelsware waren oder ob sie über diese Funktionen hinaus auch als Sammlungsgut aus eigenem Recht zu definieren sind. Diesem Problemkreis des „proto-collecting“ nimmt sich außerdem Heather Dalton an, die die verlorenen Sammlungen des Thorne/Withypole Trading Syndicate (1520–1550) untersucht und dabei herausstellt, dass in England zuerst die Schicht der Kaufleute in der Praxis des Sammelns führend gewesen sei, sicherlich zum einen aufgrund ihres unmittelbaren Zugangs zu den Objekten und zum anderen weil ihre kaufmännische Praxis des Findens und Beauftragens von Handelsgut derjenigen von Sammlern strukturell ähnlich ist.

Der folgende Abschnitt *Behaving as collectors* umfasst zwei Artikel mit einem außereuropäischen Schwerpunkt: Louise A. Cort zeigt in *Tea and Commerce: Japanese merchants in the sixteenth-century as collectors and creators* auf, wie japanische Kaufleute eine eigene Version der Teezeremonie entwickelten und sich dabei bewusst als Innovatoren verstanden. Als Quellen können hier Tagebücher herangezogen werden, die als Ego-Dokumente zudem den emotionalen Zugang der Sammler zu ihren Sammlungsgegenständen preisgeben. Für den Florentiner Kaufmann Filippo Sassetti, der in den 1580er-Jahren als Agent der Medici in Goa tätig war, waren sein Garten und seine Sammlung von (Heil-)Pflanzen und Sämereien hingegen vorrangig ein Medium der Kommunikation mit toskanischen wie mit einheimischen Gelehrten und Freunden, um damit seinen Habitus als Gelehrter weiter zu pflegen, wie Barbara Karl herausstellt. Welchen Einfluss die hochrangige Herkunft von Objekten auf Sammlungen und den sozialen Status ihrer Besitzer hat, erläutern unter der Überschrift *The role of provenance* zwei Beiträge, die innerhalb eines außereuropäischen und eines europäischen Kontexts zu vergleichbaren Problemstellungen führen. Amy C. Riggs stellt den Ming-zeitlichen Kaufmann Xi-ang Yuanbian vor, der offensichtlich sein Scheitern, innerhalb der Gesellschaft auf dem Weg über die übliche administrative Ämterlaufbahn aufzusteigen, durch den Erwerb von ehemals der kaiserlichen Sammlung zugehörigen Stücken kompensierte. Und Susan Nalezty geht darauf ein, wie Stücke aus der Sammlung Pietro Bembo wiederum die Sammlung des Bartolomeo della Nave aufwerteten und auf diese

Weise das Interesse von Käufern aus der englischen Aristokratie weckten.

Spezialsammlungen sind der Gegenstand eines weiteren Abschnitts: Henk Looijesteijn weist nach, dass die Bibliothek des holländischen Kaufmanns Boudewijn van der Vecht vorrangig der mennonitischen Gemeinde diene, der er in führender Position angehörte. Taryn Zarrillo zeigt auf, dass die Gemäldesammlungen der venezianischen Kunsthändler Marco Boschini, Paolo del Sera und Niccolò Renieri unter anderem deshalb zusammengetragen wurden, um daran die Kennerschaft ihrer Besitzer zu trainieren, aber auch um sie später wieder zu verkaufen. Die kunsthändlerische Expertise war ein wichtiges Vehikel, sowohl um auf dem komplexer werdenden Kunstmarkt bestehen, als auch um die engen gesellschaftlichen Schranken Venedigs durchdringen zu können. Damit ist der Blick auf die folgende Themenstellung *Dealers as collectors* eröffnet: Barbara Furlotti betrachtet den römischen Antikenhandel des 16. Jahrhunderts mit Blick auf die mehrdeutige Rolle von Kaufleuten und Handwerkern wie Francesco Mantoni und Vincenzo Stampa, insbesondere unter dem Aspekt der unklaren Beziehung von Sammlung und Warenlager. Die von ihr besprochenen Protagonisten waren nicht vorrangig als Kunsthändler tätig, sondern handelten mit verschiedenen Waren, ebenso wie die Akteure in dem Beitrag der Herausgeberin Christina Anderson, die die Hauptfigur ihrer hier besprochenen Monographie, Daniel Nijs, mit dem ebenfalls in Venedig tätigen flämischstämmigen Händler und Juwelier Carlo Hellemans konfrontiert. Unter dem Titel *Later generations of merchant collectors* werden Fallbeispiele jüngerer Vertreter von bereits etablierten Kaufmannsfamilien vorgestellt, so von Aleksandra Lipińska die schlesischen Kunstsammler und Bibliophilen Thomas (1540–1576) und Jacob (1545–1583) Rehdiger, deren Aktivitäten trotz ererbten Reichtums und eines erworbenen Adelstitels bis zu einem gewissen Grad immer noch als Kompensation für ihre soziale Herkunft verstanden werden können. Im Gegensatz dazu konnte der von Anne-Lise Tropato präsentierte Gaspard de Monconys (1592–1664) in Lyon seine kaufmännischen Wurzeln ohne soziale Skrupel vorzeigen und seine Sammlung zu seiner weiteren politischen und gesellschaftlichen Rangsteigerung nutzen. Der letzte Beitrag des Buches – wie gesagt, gleichzeitig ein eigener

Abschnitt – von Elizabeth Lambourn betrachtet das Sammeln von Araberpferden durch den Mogulkaiser Shah Jahan und die Sammel- und Handelsaktivitäten des Kaufmanns Ali Akbar, womit die interkulturelle Perspektive zwischen Europa und Asien, die einige der vorhergehenden Aufsätze bereits aufgestoßen hatten, nochmals vertieft und mit einem komparativen Blick auf die Funktion von Kaufleuten als ‚Broker‘ und auf ihre Rolle innerhalb höfischer Kennerschaft am Mogulhof erweitert wird (Problem der „European questions of non-European material“). Das nicht objekthafte Sammlungsgut ‚Pferd‘ am Mogulhof weist auf eine spezifische Qualität des Tagungsbandes hin, der seine Fragen an einer Vielzahl verschiedener Sammlungsgüter klärt und damit auch auf dieser Ebene keinen gattungszentrierten Ansatz vollführt. Stattdessen findet sich eine Fülle erfrischender Perspektiven auf die Themenstellung. Gerade durch die Fokussierung auf „merchants as collectors“ mit der in vielen Fällen geringen bis gar nicht vorhandenen Trennschärfe zwischen Sammlung und Warenlager stellt sich jedoch erneut die Frage nach der anthropologischen Dimension des Sammlungsbegriffs: Wann ist eine Sammlung eine Sammlung? Wann ist die (An-)Sammlung von Objekten ein reines Warenlager? Wie verhält es sich mit der Sammlung als Warenlager? Die Antworten hierauf können so vielfältig wie die Fallbeispiele sein, wie die Lektüre von *Early Modern merchants as collectors* lehrt. Die Frage selbst wird dadurch aber nicht obsolet.

Michael Wenzel (Wolfenbüttel)

#### Anmerkungen

- 1 Frühneuzeit-Info 25 (2014).
- 2 Jonathan Brown/John Elliott (Hg.): *The Sale of the Century. Artistic Relations between Spain and Great Britain 1604–1655*. Kat. Ausst. (Museo del Prado, Madrid), New Haven/London 2002.
- 3 Hans Cools/Marika Koblusek/Badeloch Noldus (Hg.): *Your Humble Servant. Agents in Early Modern Europe*. Hilversum 2006; Marika Koblusek/Badeloch Noldus (Hg.): *Double Agents. Cultural and Political Brokerage in Early Modern Europe*. Leiden/Boston 2011 (= *Studies in Medieval and Reformation Traditions* 154).